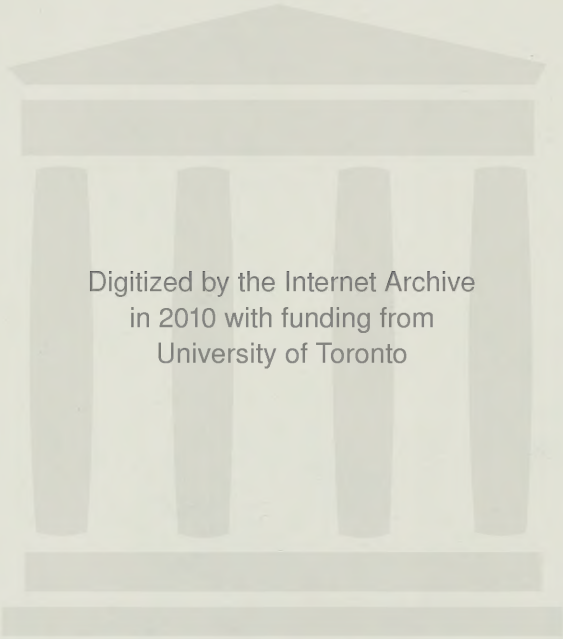
D
640
T3


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kriegsbriefedeu00tann

(72)

KRIEGSBRIEFE DEUTSCHER UND ÖSTERREICHISCHER JUDEN

Herausgegeben von

Dr. Eugen Tannenbaum

NEUER VERLAG, BERLIN
1915

UNIVERSITY OF TORONTO

D
640
T3

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

VORWORT.

Der Brief aus dem Feld ist Bringer ungezählter Schicksale geworden. Mag er auch um Wochen und Monate zurückdatiert sein, so trägt er doch den Stempel des Erlebten, ist irgendwie Ausdruck des großen Geschehens, Geschichte in anschaulichster Form. Selbst wenn die Menschen, die sie geschrieben haben, uns unbekannt sind, — der Reiz ihrer Schilderungen ist darum nicht geringer. Im Gegenteil. Je enger der Kreis ist, an den sich der Schreiber wendet, um so mehr ergreift das Schicksal, das in Worte gepreßt ist, gerade als Ausdruck des Persönlichsten.

Aus allen Briefen, die die vorliegende Sammlung vereint, spricht der Geist des althebräischen Gebetes, in dem der fromme Jude Gott preist, daß er ihn diese Zeit habe erleben lassen. Es sind Zeugnisse von Helden, die in einem heiligen Kampf stehen.

Maßgebend für die Aufnahme war das ausgesprochene Verhältnis des Schreibers zum Judentum, gleichviel welcher Richtung er angehört. So wurden die ungelenken Zeilen des Kleinstadtjuden ebensowenig verschmäht wie die Aufzeichnungen des Intellektuellen. Der Vertreter des liberalen Judentums kam genau so zu Wort wie der Anhänger der überlieferten Lehre. Und neben Äuße-

rungen des Zioniſten ſtehen die des deutſchen Staatsbürgers jüdiſchen Glaubens.

Die hier wiedergegebenen Briefe ſind zum großen Teil bisher noch nicht veröffentlicht und wurden, ſoweit es militäriſche und private Rückſichten zuließen, möglichſt ungekürzt zum Abdruck gebracht. Die übrigen ſind mit gütiger Erlaubnis der Verleger folgenden Blättern entnommen: Allgemeine Zeitung des Judentums, Dr. Blochs Öſterreichiſche Wochenſchrift, Gemeindeblatt der jüdiſchen Gemeinde Berlin, Im Deutſchen Reich, Israelit, Israelitiſches Familienblatt, Hamburg, Jüdiſche Rundſchau. Es iſt unmöglich, allen Spendern von Originalbriefen hier noch einmal namentlich zu danken. Beſonders zu Dank verpflichtet bin ich dem Centralverein deutſcher Staatsbürger jüdiſchen Glaubens, der Chewras limmud tauroh, Köln, der Jüdiſchen Turnerſchaft, Berlin.

Den im Text wiederkehrenden hebräiſchen Ausdrücken wurde die in Deutſchland allgemein übliche Ausſprache des Hebräiſchen zugrunde gelegt, die hebräiſch geſchriebenen Worte ſind jedesmal in eckiger Klammer transſkribiert. Eine Erläuterung dieſer ſowie anderer Ausdrücke aus dem jüdiſchen Leben findet der Leſer in einem alphabetiſchen Verzeichnis am Schluß des Buches.

Berlin, im April 1915.

Dr. Eugen Tannenbaum.

ABSCHIED.

Ein Viehhändler aus einer kleinen Stadt Bayerns, Vater von ſieben Kindern, der am 3. Auguſt ins Feld gerückt iſt, hinterließ nachſtehenden Brief.

Meine Lieben!

Wenn dieſes hier meine letzten Zeilen ſein ſollen, ſo lebt wohl, fürchtet Gott und haltet ſeine Thora! Meine Kinder empfehle ich dem Allmächtigen, er möge ſie zu Großen in Israel heranziehen, ich will Rache nehmen für die vielen Morde und Martern, die an Juden von unſeren Feinden begangen wurden. Es haben ſich bei uns achtzehn Juden freiwillig ins Heer einſtellen laſſen, dabei will auch ich nicht zurückbleiben und meine jüdiſche Pflicht erfüllen! Und wolle es dann ſein, daß wir nicht mehr lebend zurückkommen, ſo finden wir doch ein ewiges Leben bei dem, der über unſer Wohl und Wehe beſchließt. Wir nehmen Abſchied mit Tränen, aber mit Liebe ziehen wir für unſere Frauen und Kinder, um unſere Pflicht

zu tun; wie könnte ich auch nachher noch aufrecht unter meinen Mitmenschen herumlaufen, oder vor Gott beten, wenn ich zurückstehen wollte!

Ich habe mich mit mir und meinen Angehörigen beraten, und auf die Stimme meiner Mutter, die auch unserem lieben Emil das gleiche geraten hat, bin ich gegangen.

Wenn ich aber lebend meine Lieben wiedersehen darf, so komme ich ohne Sünden, ohne Makel zurück; ich bin die fünf Bücher Moses durchgegangen, ich habe mich in die Geschichte von Abraham, Mosche, Jehoschua, Debora, den Richtern und den Makkabäern zwei Nächte lang vertieft, und ich kam zu dem Schluß, daß wir unter allen Umständen unser Vaterland, unsere Familie, unseren Glauben schützen müssen.

DIE DOPPELTE PFLICHT.

Liebster Vater!

Ich befinde mich derzeit in Jaroslau, das heißt in einem Nest, vier Stunden von Jaroslau entfernt. In unserer Brigade sind die Deutschmeister und 84er, also lauter Wiener. In einigen Tagen werden wir gegen den Feind marschieren. Ich weiß, Du bist ein Mann, und ich kann Dir das ruhig schreiben, damit Du Gewißheit hast. Mein

Geſchick liegt jetzt in Gottes Hand. Schau auf die liebe Mutter und tröſte und beruhige ſie. Ich perſönlich habe keine Furcht, und unſere Leute brennen darauf, die Feuertaufe zu empfangen. Ich habe als jüdiſcher Offizier die doppelte Pflicht, mich mutig und ausdauernd zu erweiſen. Ich denke Tag und Nacht an Euch und werde nicht aufhören, an Dich zu denken.

Gott möge mit mir und Euch allen ſein, und Du, mein lieber Vater, ſei geküßt von Deinem Dich bis zum letzten Atemzug liebenden Sohn

Poldi.

SOLDATENBEWIRTUNG IN GALIZIEN.

Kolomea, am 29. Auguſt.

Teure Eltern!

Obwohl ich Euch heute ſchon geſchrieben habe, ſo tue ich das noch einmal, um Euch intereſſante, echt jüdiſche Taten zu erzählen. Heute habe ich vormittag Urlaub gehabt und war in der Stadt. Schon beim Näherkommen zum Ringplatz fiel mir das trotz der Kriegszeiten ungewöhnliche Treiben auf. Endlich erblickte ich in der Rudolfſtraße, das iſt die Straße, in der die Lokalbahn fährt, eine rieſige Menſchenmenge. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß die Nachricht angelangt war, Militär werde durch Kolomea

marſchieren. Und zwar werde es ſeinen Weg durch die Rudolfſtraße nehmen. Da hättet Ihr nun ſehen ſollen, wie die jüdiſchen Familien, die ja hier das Gros der Bevölkerung bilden, auf langen Tiſchen alles Eß- und Trinkbare auf die Straße geſchafft hatten, um die durchziehenden Soldaten zu bewirten. Überall ſtanden Frauen und Kinder, in Sonntagskleidern, und ſchnitten Kuchen und Brotſtücke. Inzwiſchen ſchafften die Männer Fäſſer und Krüge voll Waſſer heraus. Es war ein ſeltener Anblick, vor einem Haus eine Gruppe älterer Juden, ebenfalls im Seidenkaftan, mit aufgeſchürzten Hemdärmeln um ein Faß ſtehen zu ſehen. Die einen hackten Eis in kleine Stücke und warfen ſie ins Faß voll Waſſer, die anderen ſchnitten Zitronen in dünne Scheiben und zerkleinerten einige Hüte Zucker. Ein alter, ehrwürdiger Jude mit weißem Bart rührte inzwiſchen mit einem langen Löffel die erfriſchende Limonade. Man merkte es den Leuten, lauter beſſere Geſchäftsleute, an, daß ſie am liebſten ihr ganzes Hab und Gut hingegeben hätten, um die erwarteten müden Soldaten zu laben. Aus einer Gaſſe kam eine alte Jüdin mit einer Schüſſel voll gebratener Äpfel. Auch ſie wollte etwas beitragen. An einem Tiſch ging es beſonders hoch zu. Junge jüdiſche Mädchen ſtanden da in ihrer feinen Promenadentoilette und machten kleine Pakete, in denen je ein Kuchen, zwei Brotſchnitte

(lauter rieſige Kriegsportionen) mit Butter beſtrichen, zwei ſaure Gurken, einige Stück Bäckerei und zehn Zigaretten ſich befanden. Ich ſah einen Haufen von etwa 500 Paketen, und noch immer wurde gepackt und neues Material gebracht. Die Sodawaſſerfabrikanten, durchweg Juden, hatten auch das Ihrige getan und große Sodawaſſerſtationen errichtet.

Plötzlich erblickte man von einer anderen Richtung, vom Bahnhof her, eine lange Proviantwagenkolonne, die von Trainſoldaten eskortiert wurde. Sofort lief alles auf die Ankommenden zu, und dem voranreitenden Offizier wurde die Wahl ſchwer unter den verſchiedenen Getränken, wie Milch, Wein, Sodawaſſer, Limonade uſw., die ihm von allen Seiten gereicht wurden. Aber auch den Soldaten und mitfahrenden Bauern ging es nicht beſſer. Ein wahrer Sturmhagel von Obſt, Semmeln, Backwerken und Zigaretten ging auf ſie nieder. Von allen Seiten ſtreckten Hände labende Getränke hin, ja ſogar für die Pferde ſchleppte man Heubündel her. Inzwiſchen hatte man erfahren, daß auch mit der Bahn Militär angekommen war. Hilfsbereite Leute eilten ſofort dorthin, um Erfriſchungen und Labemittel zu bringen. Das währte bis ſpät in den Nachmittag hinein. Man dachte gar nicht mehr ans Mittagsmahl. Auch Onkel Schmaje hatte eine Labeſtation errichtet. Er verfügte über eine be-

ſondere Spezialität; aus den nächſten Gaſſen hatten ihm alle Frauen ihre für Sabbathnachmittag beſtimmten Sauermilchtöpfchen abgeliefert und erwarteten nun die Soldaten. Leider konnte ich den Empfang ſelbſt mir nicht mehr anſehen, weil ich zurück ins Spital mußte.

Heute ſind hier aus Kolomea 1800 ruthenische Pfadfinder abgegangen; vorige Woche polniſche und jüdiſche. In den Gaſſen ziehen lauter Freiwillige herum und ſingen:

Hurra chlopcy, hurra ha!
Od Warszawy, do Petersburga!
Za moskalami marsz, marsz!
(Hurra, Jungen, hurra, los!
Auf Warſchau, dann nach Petersburg!
Auf die Ruſſen los, marſch, marſch!)

DIE FEUERTAUFE.

Die bekannte Schriftſtellerin Frau Henriette Fürth, Frankfurt a. M., ſtellt uns folgenden Brief ihres Neffen Walter C. aus Köln vom weſtlichen Kriegsſchauplatz zur Verfügung.

d. 30. 8. 14.

Meine Lieben!

Euer ſüßes Paket erhielt ich vor vier Tagen und Deine Karte, liebe Tante, heute.

Alſo der Siegmund iſt verwundet und G. s. D. leicht. Geſtern und vorgeſtern hatte ich 48 Stunden Feuertaufe, wir ſtürmten und ſchoſſen alles zuſammen, was uns in den Weg kam. Nur Bajonettarbeit, da muß ich mich noch ſtählen zu, denn es fiel mir ſchwer, aber er oder ich, alſo er. Brrr. Später Freiwillige vor! Ins Dorf, ob franzoſenrein. Mein Leutnant und ſechs Mann, drei Juden als Freiwillige. Meinem Leutnant, einem feinen Kerl, gehe ich nicht von der Seite, alſo mit. Im Dorf ſchien alles fort. Mitten auf dem Marktplatz auf einmal eine Salve. Wir werfen uns auf die Erde, zwei fallen tot hin, wir andern ins Haus. Ich ſchoß drei aus dem Fenſter runter, zwei im Hof, und drei warfen die Waffen fort. Bei mir „Nitſchewo“. Halt, Hände hoch! und ſchrumm, Wehrmann C. brachte die erſten Gefangenen zum Regiment. Oberſt gab mir die Hand. Dann fiel ich um und ſchlief 14 Stunden in einer Tour, auf offener Landſtraße. Bin ganz geſund, und nun en avant à Paris. Willſt Du etwas aus der Rue de la Paix? Alſo bald erſcheint unſere Verluſtliſte. Ich bin nicht dabei. Pas encore. Ich depeſchiere nach Hauſe.

Gruß

Euer Walter.

EIN FAHNENSCHWUR.

Brief des Einj.-Freiwilligen
Werner H. im Rgt. Nr. 104.

Kriegslazarett Waulsart (Belgien).

Heute, nach ſechs Tagen, finde ich erſt den Mut, Euch von dem furchtbaren Geſchehnis zu berichten, das uns alle betroffen hat. Unſer lieber, guter Walter iſt fürs Vaterland gefallen. Ich glaube, dieſe Nachricht habt Ihr bereits erhalten, denn ich ſchrieb es vor drei Tagen an Onkel Siegfried, und durch die Kompagnie ſeid Ihr wohl auch benachrichtigt worden. Da bleibt nur der eine Troſt, er iſt auf dem Schlachtfeld geblieben und hat getreu bis zur letzten Sekunde ſeinen Soldatenberuf ausgefüllt. Wir ahnten ja beide, daß wir die Heimat nicht wiederſehen würden. Bei ihm hat es ſich bewahrheitet!

Laßt Euch nun vom Hergang des Gefechts erzählen. Am Sonntag, den 23. Auguſt, gegen Abend wird unſerm Bataillon die Aufgabe zuteil, das Dorf nördlich vom Dorf Lenne zu ſtürmen. Schon tagsüber tobte allerorten der Kampf um Dinant. Am Vormittag waren wir über die Maas geſetzt worden und lagen bis zum Einbruch der Dunkelheit in Reſerve. Gegen acht Uhr abends erhalten wir Befehl zum Vorrücken. Unter furchtbarem Artilleriefeuer geht meine Kompagnie

gegen das Dorf vor, das ſchon vollſtändig in Flammen ſteht (denn unſere Artillerie hat gut vorgearbeitet), und das ſich blutigrot vom Horizont abhebt. Als wir hinter einem Gebüſch für einige Minuten Deckung ſuchen, knien Walter und ich zufällig neben der Fahne. Da haben wir beide denſelben Gedanken. Wir faſſen das Fahnentuch mit der einen und drücken uns die andere Hand und ſchwören ſo im ſtillen noch einmal der Fahne und uns ſelbſt die Treue. Schon geht's weiter vor. Sprungweis arbeiten wir uns heran. Um uns pfeifen die Flintenkugeln, und in der Luft ſauſen und platzen die Schrapnells. Wir bleiben Seite an Seite, ſtets einer den andern ermutigend, ſtets einer auf den andern bedacht, daß wir uns im Trubel des Sturms nicht verlieren. Mit uns ſtürmen die 181er, 139er, 106er, 107er vor. Wir kommen dem Feind immer näher, doch dürfen wir ſelbſt nicht ſchießen, denn es ſind eigene Truppen vor uns, und in der Dunkelheit iſt Freund und Feind ſchwer zu unterſcheiden. Wie wir ungefähr ans Dorf herangekommen ſind, da hat der Feind ſich ſchon zurückgezogen und beginnt einen Vorſtoß von der Flanke. Nun kommt das Kommando: Links ſchwenkt, marſch! Wir lagen gerade in voller Deckung und ſollten nun in heftigſten Kugelregen hinein. Da überlegte es ſich wohl erſt mancher. Als wir aber unſere Offiziere ſahen,

da ſprangen wir beide auf und rannten vor. Fünf Minuten ſtürmten wir ſo mit aufgepflanztem Seitengewehr vorwärts; da höre ich Walter mich noch einmal rufen, und während ich antworte, trifft ein Geſchoß meinen rechten Unterarm. Es war nur ein Streifſchuß, aber indem ich das denke, trifft ein zweites Geſchoß den linken Oberſchenkel und reißt mich zu Boden.

Am nächſten Nachmittag ſchickt mir die Kompagnie Brieftaſche und Tagebuch vom lieben Walter, mit der Nachricht, daß der gute Bruder ſoeben beerdigt worden ſei. Er hatte mich nach der Schlacht ſuchen wollen, dabei erreichte ihn das tödliche Blei! Nun hat der Tod mir meinen beſten Kameraden genommen und uns allen den geliebten Bruder. Wir waren beide gern in den Kampf gezogen und hatten mit allem gerechnet, aber das Schickſal hat uns getrennt. Tröſtet Euch, Ihr Lieben, wir gehören dem Vaterland. Mich traf der Schuß am Oberſchenkel, ſo daß ich einen ſchweren Bruch davontrug, aber ich befinde mich auf dem Weg zur Heilung. Ich kann jetzt nicht mehr ſchreiben, bald hört Ihr mehr. Lebt wohl, Ihr lieben Geſchwiſter, und tröſtet die liebe Mutter.

REKRUTENLEBEN.

Einen leider urlaubloſen Sonntag benutze ich ausgiebig, um meinen Korreſpondenzverpflichtungen endlich einmal nachzukommen, nachdem uns Musketieren in den wenigen freien Minuten während der Wochentage der Kopf nicht danach ſteht, lange Briefe zu ſchreiben.

Wenn ich kurz auf die allererſte Zeit meines Kaſernenhofdaſeins zurückgreife, muß ich zunächſt die Annehmlichkeiten betonen, in unſerer kleinen Garniſon außer unter den Rekruten auch im Kreis der Vorgeſetzten eine beträchtliche Anzahl von Glaubensgenoſſen gefunden zu haben, was mir das Eingewöhnen in die neuen Verhältniſſe etwas erleichterte. Allerdings fehlte auch die Schattenſeite nicht, die erſtmals in die Erſcheinung trat, als einige von uns Neueingetretenen (militäriſch: „Hämmeln“) ſich mit der Bitte an die in Betracht kommende Stelle wandten, ſich rituell verköſtigen zu dürfen. Da wurde uns entgegengehalten, daß die vielen anderen jüdiſchen Soldaten ohne Sonderwünſche ſich die Kaſernenkoſt gut ſchmecken laſſen. Und ſtellt man dieſe lieben Kampf- und Glaubensgenoſſen darüber zur Rede, dann hört man immer dieſelbe Begründung: „Im Feld werden wir auch eſſen müſſen, was wir kriegen, und da iſt es im Intereſſe der Kampffähigkeit

geraten, ſich heute ſchon ans Trefo-Eſſen zu gewöhnen.“ Doch genug hiervon.

Es iſt einem meiner Kameraden gelungen, unter den hieſigen jüdiſchen Familien, die der Nationalität nach zu unſeren Verbündeten gehören, eine in bezug auf Kaſchrus durchaus verläßliche ausfindig zu machen, und es muß geſagt werden, daß die dem jüdiſch-deutſchen Geſchmack durchaus angepaßte Kochkunſt der Hausfrau und deren mütterliche Beſorgnis für unſer Wohlergehen neben der elterlichen und geſchwiſterlichen Fürſorge für unſer leibliches Wohl viel zur Hebung und Erhaltung der Luſt und Fähigkeit zum Militärdienſt beitragen.

Doch nun einiges aus dem eigentlichen Dienſtleben. Morgens in aller Frühe heraus (und das lernen ſelbſt die ſehr bald, die ſonſt ſich vielleicht jeden Rauſch Chaudeſch mal morgens zum Schulengehen entſchloſſen haben). Geht's dann hinaus in den jungen Morgen, dann laſſen die durch ſchwarzen Kaffee genäßten Soldatenkehlen frohe Weiſen erſchallen, die ſo manche Neuigkeit enthalten, wie:

„. . . Und ſterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot.“

Da es genügt, ſich dieſe Wahrheiten einmal zu Gemüt gezogen zu haben, benutze ich meiſt die Zeit dieſer Morgenſpaziergänge zum Oren, während das Tefillin-Legen bei paſſender Gelegenheit nachgeholt werden muß.

Das erſte Gebot beim Exerzieren im Glied lautet: Nichts reden! Bei Übertretung dieſes Paragraphen legt ſich die Mannſchaft x-mal (je nach der Anſicht des betreffenden Vorgeſetzten) in den dickſten Moraſt oder (was beſonders wirkſam iſt) in Pfützen oder Waſſergräben; ein Rezept, das den Herren Rabbinern wärmſtens empfohlen werden kann.

Nun noch ein kurzes Wort über die Wandlungen, die der Soldat durchmacht. Zunächſt, wenn man den Bürorock mit dem bunten Rock vertauſcht, heißt es bekanntlich: „Meine Herren, Sie ſind keine Herren, Sie ſind jetzt Soldaten!“ und das „Ziviliſtenpack“ iſt geächtet.

Aber das verdirbt dem deutſchen Soldaten die Laune nicht; und waren die Anſtrengungen im Dienſt auch noch ſo groß, ſo geht's gegen Abend doch mit munterem Geſang zur Kaſerne zurück. Von den Straßenpaſſanten und von den Fenſtern herab Zurufen und Winken; an ſo manchem Fenſter aber auch vergrämte Geſichter, die erkennen laſſen, daß dort der Krieg ſein Opfer gefordert hat. Das läßt mich dann immer mit Schmerz zurückdenken an ſo manchen lieben jungen Freund, der frohgemut noch vor einer kurzen Zeitſpanne Abſchied genommen und der von feindlicher Kugel getroffen, in die Welt des dauernden Friedens hinübergegangen iſt. Und ſolches Gedenken gibt dann neuen Mut, hinter dieſen

wackeren Kameraden nicht zurückzuſtehen, und ſtärkt das Vertrauen zu dem Lenker der Schlachten, der das Kampfgeſchick nicht von der überwältigenden Heeresmacht abhängig ſein läßt.

Geht's dann in einigen Wochen vielleicht hinaus aus unſerer kleinen Garniſon ins Feld, ſo freue ich mich heute ſchon auf die Konserven der „Freien Vereinigung", die mir zu שבת [Schabbos] Kuchel oder Apfelſchalet — ganz wie zu Hauſe — beſcheren werden.

Hoffentlich habe ich zuvor nochmals Gelegenheit, Sie und Ihre lieben Kleinen zu ſprechen. Inzwiſchen ſeien Sie ſowie alle lieben Freunde — insbeſondere die Aguda-Jugend — freundſchaftlich gegrüßt

von Ihrem

Baal Milchomo N.

DER POPE ALS VERRÄTER.

Aus dem Brief eines Feldwebels.

T., 2. 9. 14.

Meine Lieben!

Damit Ihr auch ein Lebenszeichen von mir erhaltet, kann ich Euch die freudige Nachricht mitteilen, daß ich vorgeſtern geſund von Rußland

zurückkehrte. Ich war drei Wochen in Rußland, und nachdem wir täglich kleine Gefechte hatten, wurden wir bei Wl. auf der Strecke A.—W. durch einen Popen verraten, und zwar am 27. Auguſt. Der Kerl ließ plötzlich die Kirchenglocken läuten, und es dauerte auch nicht lange, da kamen Koſaken, Infanterie und Maſchinengewehre auf uns zu. Wir waren nur eine kleine Truppe von 120 Mann, da wir Patrouille waren, und ſtanden nun einer koloſſalen Übermacht gegenüber. Wir dachten, daß keiner von uns zurückkehren werde, oder daß wir in Gefangenſchaft gerieten. Geführt wurden wir von einem Feldwebelleutnant, und ich war der Zweitälteſte. Wir eröffneten ein mörderiſches Feuer, und die Koſaken fielen wie die Fliegen vom Pferde. Nachdem nur noch ein paar Mann von den Koſaken übrig blieben, hat der Reſt die Flucht ergriffen. Von zwei Kugeln der Infanterie getroffen, iſt der Feldwebelleutnant gefallen, und ich habe das Kommando übernommen. Trotzdem wir alle nur Landwehrmänner waren, haben meine Kerls geſchoſſen, daß es eine Freude war. Da ich keinen Angriff mit meinen paar Mann machen konnte, ſo haben wir die ganze Munition verſchoſſen, und ich konnte wenigſtens zu meiner Freude ſehen, wie der Feind fluchtartig den Kampfplatz verließ. Eine Verfolgung unterließ ich ebenfalls, da wir zu ſchwach waren. Nach dem Gefecht mußte ich

leider die Wahrnehmung machen, daß mir außer dem Feldwebelleutnant noch 27 Leute gefallen waren. Wir haben uns die Zeit genommen, die armen Menschen gemeinsam zu begraben und ein Stück Holz als Denkmal mit Kreideinschrift zu setzen. Meine Kompagnie hatte uns schon für verloren erklärt, und als ich abends um elf Uhr wieder anlangte, wurde ich mit Hurra in A. empfangen. Es wurde sofort Protokoll aufgenommen.

Die Russen hatten mindestens 100 Tote zurückgelassen. Bis auf eine Kugel hatte ich meine Munition ebenfalls verschossen, aber sobald ich gesehen hätte, daß ich in Gefangenschaft gerate, hätte ich mich sofort erschossen. Sollte ich gesund den Feldzug beenden, so bleibt diese Kugel zum ewigen Andenken in meinem Besitz. Ich habe sie mir tadellos aufbewahrt. Den Popen habe ich gefangengenommen. Erschießen wollte ich ihn nicht, da die Kugel zu schade war. Heute wurde er hier erschossen. Leider wurden wir vorgestern abgelöst, doch tat es mir sehr leid, da ich zu gern dort geblieben wäre. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Polen und Juden. Ich mußte auch in polnischer und hebräischer Schrift Aufrufe ankleben lassen, daß sie nunmehr deutsche Untertanen sind. Hoffentlich bleiben wir nicht zu lange hier. Trotzdem ich große Strapazen und Entbehrungen hatte, fühle ich mich frisch und gesund. Wenn ich auch hin

und wieder etwas Heimweh verſpüre, tröſte ich mich immer mit meinen Kameraden, denen es ebenſo geht.

EIN ENTSCHLOSSENER ZUGFÜHRER.

3. September 1914.

Es iſt nicht möglich, zu ſchildern, was ein Menſch im Krieg durchmachen muß und auch durchmachen kann. Nach Einquartierung in A. ging es ein paar Tage ſpäter per Extrazug nach K. Hier wurde ausgeladen und einquartiert. Nächſten Tag ging es zu Fuß an und über den Rhein ins Elſaß und von jetzt ab die nächſten acht Tage nur mehr auf der Straße oder in Scheunen kampiert, ohne mit dem Feind in Berührung zu kommen. Nun ging es immer mehr der franzöſiſchen Grenze zu; wir hatten zuletzt Alarmquartier in St., einer deutſchen, jedoch echt franzöſiſchen Stadt. Samstag mittag wurde noch abgekocht, während ich die Befehle im Bataillon zu erwarten hatte. Auf einmal heißt es: Sämtliche Kompagnien brechen ſofort auf! Ich eilte zu der meinen zurück, welche ſich bereits im Abmarſch befand. Das Eſſen für heute, wie ſchon oft, verſäumt, zum Teil im Stich gelaſſen. Nun ging es in die Vogeſen, bergauf, bergab, wo ſich die Franzoſen verſchanzt hatten. Es war nicht möglich, die Franzoſen in

dieſen Stellungen, welche die Natur geſchaffen hat, und die von den Franzoſen ausgearbeitet wurden, anzugreifen. Dies würde der Vernichtung ganzer Regimenter gleichkommen. Wie wir nun ſo dahinmarſchieren, erhalten wir plötzlich Granatfeuer in heftigſter Weiſe. Während wir Deckung ſuchten, ſoweit dies möglich war, ertönte plötzlich Gewehrfeuer, wir ſind unerwartet angegriffen worden und kommt die ... Kompagnie in die erſte Gefechtslinie. Wir müſſen nun ohne jede Deckung bei dieſem Kugelregen zirka 500 Meter vorſpringen und kriechen, bis wir endlich ſo weit waren, um auch ſchießen zu können. Aber welche Stellung hatte unser Zug! Während der Gegner gedeckt in ſeiner Schanze lag, konnten wir keinen Schutz finden und waren ſeinen Schüſſen preisgegeben. Was das heißt, kann ich Euch nicht beſchreiben — drei volle Stunden dem ſtärkſten Feuer ausgeſetzt, von der einen Seite totſichere Granaten, von der anderen Maſchinengewehr- und Infanteriefeuer, wir ohne jede Artillerie, ohne jede Deckung. Man hörte nur ein Singen und Pfeifen um die Ohren von den Kugeln, jede Sekunde gewärtig: nun trifft ſie dich, nun kommſt du daran — iſt noch ein Entrinnen möglich? Faſt ausgeſchloſſen, wir alle fühlten es und brachten es zum Ausdruck, daß wir bei dieſer Stellung unmöglich entrinnen konnten und nahmen im Geiſt ſchon Abſchied von der Welt. Viel Zeit

hatten wir nicht dazu. Ein Schrei — und noch einer — der rechte und linke Mann von mir waren getroffen, der eine in die obere Bruſtſeite, der andere in den Bauch. Das Stöhnen und Schreien um Hilfe war fürchterlich. Der eine Flügelmann ſchrie unaufhörlich eine Stunde lang, und doch war es ausgeſchloſſen, ihm Hilfe zu bringen bei dem koloſſalen Kugelregen. Trotzdem verſuchten ein Kamerad und ich, den Verwundeten zu bergen, wir hätten jedoch dies bald mit dem Tod bezahlt. Später konnte der Verwundete ſelbſt noch etwas zurückkriechen, dann ſtarb er. Ich war vom erſten bis zum letzten Augenblick ſehr kalt geblieben, ohne jede Aufregung. Selbſt im ärgſten Kugelregen konnte ich mit meinem Nachbar noch der Unterhaltung pflegen und die geringen Ausſichten auf Rettung beſprechen.

Ein Vorteil war uns gegeben: die Franzoſen ſchoſſen zu hoch. Plötzlich eine Granate zwei Meter vor mir in den Boden; alſo, dachte ich, jetzt geht's dahin — Rettung ausgeſchloſſen — doch ſie explodierte nicht. Diesmal für eine Minute gerettet. Wieder Salvenfeuer vom Gegner. Die Kugeln ſtreifen faſt die Ohren, den Kopf, die Arme, ich höre nur mehr ihr Pfeifen — bis jetzt bin ich verſchont. Wieder eine Granate. Die Splitter zerriſſen zwei, einer ſofort tot, einer verwundet. Zwei Stunden ſind vorbei, noch immer dieſelbe Heftigkeit. Da kommt die Meldung: „Der

Gegner geht vor!“ — wir ſind verloren; ein Leutnant verwundet, vier Unteroffiziere tot oder verwundet. Da der Zug ohne Führung war, übernehme ich das Kommando. Endlich nach dreiſtündigem Kampf war es uns möglich geworden, den Gegner zum Rückzug zu zwingen — wir waren für dieſes Mal gerettet, was keiner mehr bei unſerer fürchterlichen Stellung für möglich gehalten hätte. Es wurde dunkel, der Nebel kam, der Regen floß in Strömen: ſo ſtanden wir auf dem Gefechtsfeld. Wenn jetzt der Gegner nochmals käme, dann Gnade uns. Wir verſchanzten uns nun aus Selbſterhaltungstrieb. Endlich nach einer weiteren Stunde heißt es: Die ... Kompagnie wird wegen zu ſtarker Verluſte aus dem Gefecht zurückgezogen. Und nun begann ein Marſch die ganze Nacht hindurch bis zum nächſten Tag um 12 Uhr mittags. Durch mein Auftreten habe ich gezeigt, daß es auch Juden gibt, die ſich nicht fürchten.

BEGEGNUNG.

Brief des Unteroffiziers d. Reſ. Eugen Seelig, Mannheim.

10. Sept. 14.

Mein lieber Doktor!

Ich will Dir ein Erlebnis berichten: Ich ſehe zwei junge Soldaten, unverkennbar jüdiſcher

Typus, die mich betrachten, wie ich ſie betrachte. Ich ſchreite auf ſie zu; Sporengeklirr, Hackenzuſammenſchlagen; es ſind zwei Artilleriſten, Kriegsfreiwillige aus der Fuldaer Gegend; die beiden einzigen Söhne eines jüdiſchen Landwirts. Sie ſind ſoeben ganz friſch von der Garniſon an die Front gekommen und überſchütten mich alten Feldzugsſoldaten mit einer Flut teilweiſe ſehr naiver Fragen, die ich nach beſtem Wiſſen zu beantworten ſuche. Es ſind prächtige junge Menſchen; gut jüdiſch.

Wir ſind in wenigen Minuten bekannt, und ich erzähle und rate ihnen, was ich den jungen Leuten, vielleicht kurz vor einer Schlacht, alles mitteilen und anraten kann.

Dann muß ich weiter; Abſchied, Hackenzuſammenſchlagen und Sporengeklirr, und mit einem kräftigen „Schalom“ und „Hedad“ ſchultere ich mein Gewehr und bin um die nächſte Straßenecke verſchwunden.

Ich glaube, ich habe pſychiſch und körperlich auf die beiden ganz jungen Leute recht gut eingewirkt.

Hedad!

Dein Eugen Seelig.

„FREIWILLIGE VOR!“

Brief des Walter C., Köln
(vgl. Brief S. 6).

F., 11. September 1914.

Liebe Eltern!

Nachdem wir den feindlichen Vorſtoß in drei blutigen Gefechten zurückgeworfen hatten, rückten wir in Gewaltmärſchen, die Tag und Nacht durchgeführt wurden, auf die Maas zu, deren Ufer von den Franzoſen ſehr ſtark befeſtigt waren. Hier ſtanden Kerntruppen der Franzoſen unter General Pau, außerdem waren Schiffsgeſchütze ſchwerſten Kalibers dort in Stellung gebracht. Drei Tage brüllten auf beiden Seiten die Geſchütze, doch konnte unſere Artillerie keinen durchſchlagenden Erfolg erzielen, da die Franzoſen eingegraben waren. Sie hatten die Stellung ſeit Monaten vorbereitet. Da ließ unſer Generalkommando das ... Armeekorps zwei Tage marſchieren, bis es an einen Punkt kam, wo die Maas einen ſcharfen Bogen macht, faſt in die feindliche Flanke. Bei Nacht und Nebel bauten unſere Pioniere in anderthalb Stunden eine Pontonbrücke. Die Franzoſen hatten nichts gemerkt. Bei Tagesgrauen rückten wir talaufwärts. Plötzlich bekamen wir von allen Höhen fürchterliches Artilleriefeuer. Wir konnten in dem engen Keſſel

nicht auseinander. Meiner Kompagnie gelang es, in ein Seitental zu kommen, wo wir etwas geſchützt waren, andere folgten. Von hier ſtürmten wir immer im fürchterlichſten Feuer und ohne ſelbſt ſchießen zu können mit den Bajonetten die ſteile Höhe. So ſchafften wir unſerer Artillerie Luft, die alsbald den Kampf aufnahm. Gegen fünf Uhr nachmittags gingen wir gegen ein Dorf vor, das ſtark befeſtigt war; wir nahmen es, doch fielen dabei viele, darunter auch R.. Am Dorfende ſprengte ein Adjutant heran und wollte mir einen Befehl geben; da zerriß eine Granate ſeinen Gaul, der auf mich ſtürzte. Faſt eine Stunde lag ich unter dem Tier, bis man mich bewußtlos, doch ohne äußere oder innere Verletzung herauszog. Die Lunge war leicht gequetſcht, die rechte Hüfte verrenkt.

Als ich mich etwas erholt hatte, ging ich wieder ins Gefecht. Abends wurde feſtgeſtellt, daß wir ein Viertel der Kompagnie verloren hatten. Ich glaubte an dieſem Tag, Fürchterlicheres könnte es gar nicht geben. Es kam noch ſchlimmer. Wir verfolgten den Feind, der gewaltige Unterſtützung erhalten hatte. Nun begann das gewaltige Ringen, das ſieben Tage dauerte. 40 000 Franzoſen, 30 000 Deutſche. Der ſchlimmſte Tag war der 7. d. M., an dem ich das Eiſerne Kreuz erhielt. Wir lagen ſchon den ganzen Tag in gräßlichem Granatfeuer, ganz hilflos, da unſere

Artillerie die feindliche nicht finden konnte. Abends um sieben Uhr erhielt mein Hauptmann den Befehl, eine Patrouille auf eine Bergspitze, die von Geschossen buchstäblich übersät war, zu senden, da man von dort die feindliche Stellung übersehen konnte. „Acht Freiwillige vor!“ Ich sprang vor und sonst keiner. Der Hauptmann drückte mir die Hand. Ich kroch auf allen Vieren vor. Glücklich kam ich oben an, wurde hier aber entdeckt und unter ein Feuer genommen, das jeder Beschreibung spottet. Ein Granatsplitter, etwa in Faustgröße, zertrümmerte meinen Helm, eine Schrapnellkugel meinen Tornister, eine andere meine linke Patronentasche. Unterdessen hatte ich die feindliche Stellung mit Bärenruhe durch mein Glas beobachtet und in die Karte eingesetzt. Ich krieche zurück zu unserer Artillerie, die sofort ihr Feuer dorthin richtet. Nach genau sieben Minuten schweigt die französische. Ich wieder auf die Höhe, alle französischen Geschütze sind umgestürzt. Die Mannschaft ist tot. Da kommt ein französisches Bataillon, um ihre Geschütze zu retten. Auf ein verabredetes Zeichen (weiße Leuchtkugeln, die ich hochschieße) gibt unsere Artillerie eine Salve ab. Über die Hälfte des Bataillons liegt tot oder verwundet, die andere flieht Hals über Kopf, und an dem Tag sieht man keinen Franzosen mehr. Am andern Morgen fand man dort 300 Tote und Verletzte. 82 waren durch

Granaten zerriſſen. Ich erhielt das Eiſerne Kreuz.

Die nächſten Tage waren für uns noch hart, doch heute iſt unſer glänzender Sieg entſchieden. Entſetzliches und Erhabenes gab es in Fülle; die ganze Menſchen- und Volksſeele lag offen. Alles in allem muß ich ſagen: wir haben herrliches Menſchenmaterial. Doch auch volle Achtung vor den Franzoſen, die uns diesmal gegenüberſtanden. 1600 Gefangene hat unſer Regiment allein gemacht. Das ſpricht Bände! Von vier Majoren ſind drei verletzt und ebenſo äußerſt viele Chargen. Obwohl ich etwa fünfzehnmal getroffen bin, habe ich nur zwei leichte Verletzungen. Möge unſer Blut ein herrliches Reich ſchaffen, das für immer den Frieden garantieren kann.

Es küßt Euch

Euer Walter.

GERETTETE MUNITIONSWAGEN.

Brief des Unteroffiziers der Artillerie Leo Leßmann, Hamburg.

16. September 1914.

Meine lieben Alten!

In fliegender Haſt und Eile ein paar Zeilen. Seit dem 6. d. M. befinden wir uns in einer

mörderiſchen Schlacht, in der wir uns nunmehr jenſeits der Aisne auf einer Höhe verſchanzt haben, die wir lebendig unſeren Feinden nicht überlaſſen werden. Erlaßt es mir, Euch von dieſem Ringen heute Einzelheiten zu ſchreiben; es iſt zu furchtbar. Meinem Batteriechef, der ſich mir gegenüber einmal äußerte, daß er ſich wundere, daß ich als Jude ein ſo guter Soldat wäre, habe ich endlich auch den Beweis perſönlichen Mutes geben können. Alſo hört: Am 8. d. M. mußten wir eine Stellung aufgeben und wegen Pferdemangels unſere ſechs Munitionswagen auf dem Kampffeld laſſen. Am nächſten Tage wurde die Batterie zuſammengerufen, und auf das Kommando „Freiwillige vor“ trat ich ſofort als einziger Unteroffizier vor und erbot mich, die ſechs Wagen wieder aus dem feindlichen Gelände zu holen. Von den Segenswünſchen meiner Batterie begleitet, machte ich mich dann mit zehn erprobten Leuten und zwei Beſpannungen bei anbrechender Dämmerung auf den Weg, verſtändigte mich mit unſerem Infanterievorpoſten und pirſchte mich dann an die Wagen zuerſt einmal allein, auf dem Bauch kriechend, heran, um mich von ihrer Transportfähigkeit zu überzeugen. Dann holte ich meine Leute mit den Protzen und holte erſt einmal vier Wagen, brachte die in Sicherheit und holte alsdann die übrigen zwei, ſowie viele loſe Munition, Geſchützzubehör und unſere Toten.

Zweimal riefen mich feindliche Patrouillen an, drei Schuß wurden auf uns abgegeben. Vor dem äußersten Schützengraben empfing mich unser Regimentskommandeur, gab mir die Hand und sagte: „Das haben Sie sehr brav gemacht, Kamerad, ich danke Ihnen.“ — Na, das Märchen von der „jüdischen Feigheit“ habe ich wenigstens für unser Regiment wohl gründlich zerstört. Und wenn mir kein anderer Lohn wird, so ist mir dies Bewußtsein überreichlich genug.

Schickt mir bitte recht oft kleine Pakete mit Schokolade, sauren Bonbons, Scheibendauerwurst und anderen Nahrungsmitteln. Ihr könnt Euch ja gar nicht vorstellen, wie sehr wir solche Sachen brauchen. Stellt Euch vor: seit zwölf Tagen haben wir trotz der stürmischen, regnerischen Nächte kein Zelt mehr über uns und kein Bund Stroh mehr unter uns gesehen, sondern stets in den Pfützen und Morästen der Stoppelfelder biwakiert. Mir geht's, das könnt Ihr mir glauben, trotz allem und allem noch immer ausgezeichnet! Ich bin guten Mutes und sehe getrost in die Zukunft!

Es küßt Euch

Euer Leo.

VERLEIHUNG DES EISERNEN KREUZES AM NEUJAHRSTAG.

Brief des Gefreiten Fritz Herz, Wiesbaden.

Vor Reims, 20. 9. 1914.

Meine Lieben alle!

Geſtern erſt ſchrieb ich Euch, das ſoll mich aber nicht abhalten, Euch heute etwas Erfreuliches mitzuteilen. Ich erhielt ſoeben $10^{3}/_{4}$ Uhr vormittags mit noch vier anderen des Bataillons das Eiſerne Kreuz. Heute, am Neujahrsfeſt. Jetzt ſollt Ihr aber auch wiſſen weshalb:

Am 21. Auguſt hatten wir bei Bertrix in Belgien eine große Schlacht in einem ſechs Kilometer großen Wald. Es war fürchterlich. Sofort fielen verſchiedene Offiziere. Gegen 5 Uhr nachmittags, nach ungeheuren Verluſten, gewahrte ich mitten im Wald eine feindliche Batterie, die heftig feuerte. Da keine Offiziere oder Unteroffiziere zur Stelle waren, ſammelte ich ungefähr 40—50 Mann von verſchiedenen Regimentern um mich und teilte ſie zu einem Zuge zu fünf Gruppen ein, den ich führte. Es gelang mir tatſächlich, die feindliche Batterie mit dieſen paar Mann zu ſtürmen. Außerdem machte ich noch 67 Gefangene. Es waren dies die erſten eroberten feindlichen Geſchütze der Kompagnie bzw. des Regiments.

Dieſe Tat hatte ich deshalb nicht berichtet, weil ich mich nicht mit ihr brüſten wollte. So aber, nachdem ich dafür das Eiſerne Kreuz erhalten habe, ſollt Ihr auch wiſſen warum. Meine Freude iſt groß, beſonders da ich es gerade an unſerem Neujahrsfeſt erhalten habe.

Einliegend ſende ich Euch das Eiſerne Kreuz, damit — nein, ich habe es anders überlegt, ich trage es. Der liebe Gott wird ſeine ſchützende Hand über mich halten, auf daß ich wieder zu Euch, meine Lieben, zurückkomme. Dann will ich es aber auch anhaben. Unſer Regimentskommandeur, ein Oberſtleutnant (da der Oberſt verwundet iſt) hielt eine Anſprache, die ſehr kernig war: es würde in der Geſchichte des Regiments mein Name noch beſtehen, wenn wir alle ſchon nicht mehr wären uſw. uſw.

So, jetzt habe ich Euch damit wohl etwas Freudiges mitgeteilt und bleibe mit vielen Grüßen

Euer Fritz.

LIEBESGABEN.

Den 21. September.

Meine lieben, lieben Eltern!

Wie meine Gedanken am geſtrigen Abend bei Euch waren, um Euch meine aufrichtigen Glück- und Segenswünſche für das neue Jahr zu bringen,

ſo waren wohl die Euren bei mir. Ich weiß nicht, wie es mir gegangen wäre, wenn nicht der rettende Engel in Geſtalt des Feldpredigers Herrn Dr. Emil L., Charlottenburg — den ich ja von Herrn M. her kenne — gekommen wäre und uns im kleinen Kreis — zwei Unteroffiziere und ein Mann von uns, zwei Unteroffiziere vom Diviſionsbrückentrain — einen, wenn auch nicht religiöſen, ſo doch familiären Rauſchhaſchonoh-Abend verſchafft hätte. So ging es aber recht gut. Wir haben uns gemütlich eineinhalb Stunden unterhalten, haben natürlich am meiſten vom Krieg geſprochen. Herr Dr. L., der erſt am vorhergehenden Sonntag Berlin verlaſſen hat, hat uns berichtet, wie es zu Hauſe ſteht. Wir haben uns gefreut, daß zu Hauſe alles in Ordnung iſt, daß Deutſchlands finanzielle und wirtſchaftliche Rüſtung ſich ebenſo glänzend bewährt wie ſeine militäriſche. Und wir ſind weggegangen, froh und munter, und haben wohl auch etwas Gottgefälliges getan; denn ſonſt wäre uns nicht ſo leicht ums Herz geweſen. Ich will noch ſagen, daß uns Herr Dr. L. Liebesgaben in Form einer Kiſte Zigarren und Schokolade verehrte; ich konnte für jeden ein Glas guten alten Rotwein aus meiner Feldflaſche ſpenden, von dem ich geſtern ein ganzes Faß für meinen Zug in einer Weinhandlung requiriert hatte. Überhaupt möchte ich das ausdrücklich ſchreiben, Überfluß haben wir an Geld — ganz

nutzlos — Wein, auch Sekt ... Für alle Eure Sendungen danke ich Euch recht, recht sehr. Besonders gefreut habe ich mich über die Sendungen von Z. und A. Ich bitte Euch recht sehr, nicht auf den Kostenpunkt zu achten, da ich hier zweifellos verhältnismäßig viel Geld übrig habe. Besitzstand ... und monatliche Löhnung ..., die ich mich weiter vergeblich bemühen werde, auszugeben. Eine Überhäufung mit Liebesgaben ist gänzlich ausgeschlossen, das Teilen mit den Kameraden ist selbstverständlich. Du, liebe Mutter, hast uns allen eine riesengroße Freude mit Deinem Kriegsbericht gemacht. Zu bewundern und zu verehren sind unsere hohen und höchsten Führer, die von ungeheurer Aufopferung erfüllt sind und so viel gute Worte noch für jeden übrig haben, daß sie selbst den Schwerverwundeten ihr Los erleichtern. Es ist eine Lust zu kämpfen, wäre zuviel gesagt, aber auch der letzte Mann spürt die Größe der Sache, um die es geht; und wenn ein kaiserlicher Prinz selbst die Trommel zum Sturm rührt, wie bei ..., dann wird auch Übermenschliches geleistet. Gute Feiertage, leichtes Fasten! Möge Gott Eure Gebete am heiligsten Festtag erhören!

E. B.

STAMMESGENOSSEN.

G., 23. September 1914.

Meine Lieben!

Infolge der Feiertage, die Ihr hoffentlich angenehm verlebt habt, komme ich erſt heute dazu, Euch wieder zu ſchreiben. Ich bin in der Zwiſchenzeit wieder einmal ausgewandert, und zwar 40 km ſüdlich nach G. Der Ort iſt natürlich wie alle Orte, wo wir hinkommen, vollkommen durch Landſturm und andere durchziehende Truppen geſchützt. Das Glück wollte es, daß ich gerade am Erew Rauſchhaſchonoh zum erſten Mal an einen großen Truppenort komme, in dem ſich natürlich auch Juden befinden müſſen. Aber ich ſollte es ſogar noch bequemer haben; abends um $^1/_2$9 Uhr kam ich mit unſerer Bagage und einem Teil unſeres Perſonals im Dunkeln an, und meine ſchon vorher eingetroffenen Kollegen ſuchten vergeblich nach einem anſtändigen Quartier, alles ſollte ſchon belegt ſein. Schon das erſte Haus, das ich betrat, ſchien mir das paſſendſte zu ſein. Es war eines der wenigen, die noch bewohnt waren und von den anderen ganz überſehen worden ſind. Drei Landſturmleute hatten bereits ein Zimmer belegt, und für mich und zwei meiner Kollegen blieb noch je ein nettes Zimmer. Nach kurzer Begrüßung des Landſturms ſtellte es ſich

heraus, daß zwei Juden ſind. Ihr könnt Euch denken, wie groß meine Freude war, ſo ſchnell Stammesgenoſſen zu finden, die noch dazu religiös waren. Es wurde nun gleich Bekanntſchaft geſchloſſen, die beiden ſind einfache, ſehr ordentliche Kaufleute aus Schlüchtern. Selbſtverſtändlich mußte nun an die Bildung eines Minjan geſchritten werden, was der vorgerückten Stunde wegen erſt am nächſten Tage geſchehen konnte. Alſo wurde am erſten Rauſchhaſchonohtag mittags um zwei Uhr unter Teilnahme von zwölf Juden (Landſturm, Mannſchaft, ein Feldwebel, zwei Bez.-Inſp., zwei Jäger, zwei Dragoner usw.) zum erſten Mal Minchah gebetet, in meinem Quartier, und die Aufgabe des Chaſan fiel mir zu. Ein Mann war dabei, der nicht einmal mehr richtig leſen konnte und 6 km zu Fuß zu dieſem Zweck hergekommen war. Zwei Awelim konnten Kaddiſch ſagen, und das Schönſte war, daß einer von den zwölf ſich bereits das Eiſerne Kreuz verdient hatte für hervorragende Leiſtungen . . . Im übrigen iſt der Betreffende Gefreiter und ſchon zweimal dekoriert geweſen. Das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe iſt bereits beantragt. Geſtern morgen und nachmittag wurde natürlich wieder gebetet, ſoweit es nach den vorhandenen Sidurim (Machſorim fehlten leider) möglich war. Geſtern nachmittag haben wir im Anſchluß an das Beten einen Kaffee an weiß gedeckten Tiſchen gegeben, im

Wohnzimmer meiner Wirtin. So gut wie es geht, feiert man alſo auch hier.

Sehr gefreut habe ich mich, Soldaten zu ſprechen, die ſoeben aus dem Oſten hierher gekommen ſind. Auf dieſe Weiſe erlangte ich auch Gewißheit über das, was bei Euch los iſt und beruhigte mich bei der Nachricht, daß das ganze Gebiet bis nach Rußland hinein vom Landſturm beſetzt iſt. Die franzöſiſchen Kleinſtädte ſind ganz anders als die deutſchen; entweder ſieht man Unſauberkeit, Unordnung und Armſeligkeit oder Luxus und Pomp. Unſer Kaſino iſt in einem wunderbaren Schloß am Ende der Ortſchaft untergebracht. Wenn man den Park betritt, ſo glaubt man ſich in eine ganz andere Welt verſetzt, ſo groß iſt der Unterſchied zwiſchen dem Kot auf den Straßen und der Sauberkeit des Parkes. Sogar ein Teich mit einem Kahn fehlt nicht, und von dem Schloß genießt man einen wunderbaren Blick auf die umliegenden abwechſelungsreichen Berge und Täler und den Flußlauf der Aire.

Hoffentlich wird es mir auch möglich ſein, den Jaum Kippur einigermaßen würdig zu begehen. Faſten werde ich ſelbſtverſtändlich. Ich wünſche, daß Euch allen das Faſten gut bekommen möge, und verbleibe mit den innigſten Jaum-Kippur-Wünſchen an Euch alle und die lieben Verwandten

Euer Euch treuer Fritz.

JÜDISCHES FAMILIENLEBEN IN FEINDESLAND.

Schloß Bathelmont, 24. 9. 1914.

Meine lieben Eltern!

Die geſandten Zigarren erhielt ich geſtern mit dem Brief vom lieben Vater. Wir haben hier an der Grenze ſtarke Feldſtellungen bezogen, um die Entſcheidung und die Armee von Norden abzuwarten. Inzwiſchen habe ich recht langweiligen Dienſt, der jedoch durch das geſtern eingetretene Wetter verſchönt wird. Rauſchhaſchonoh war ich am erſten Abend in Chateau Salins zum Eſſen bei F. L. mit J., den ich mitnahm. Die Leute meinten es mit uns recht gut, gaben uns ein Bett und waren recht nett. Wir waren wieder am jüdiſchen Tiſch, machten Kidduſch, ſangen Schir Hamalaus, konnten Meſummon benſchen und waren im Geiſt zu Haus. Am Mittag des erſten Tages waren wir mit dem Kameraden von G. und noch einem Jehudi bei A. L., einer überaus bekoweten Familie, die noch jüdiſches Familienleben kennt. Gott hatte es an dieſem Tag ganz beſonders gut mit uns gemeint, ich habe gebenſcht und ſah im Geiſt Euch alle meine Lieben um mich ſitzen. Und den tiefen Sinn der Tefilloh verſtand ich ſo recht. Es kam mir zu Bewußtſein, daß, wo auch Jehudim ſich treffen

und zuſammen beten, ſie gleich eine Familie bilden, auch wenn der eine die Sprache des anderen nicht verſteht. Wenn ſie zuſammen oren, ſo geben ſie einander Antwort und verſtehen einander, eine Familie ſind ſie auf einmal geworden. Am zweiten Tag war ich in Marſal, ungefähr 3 km von hier. Wir hörten nämlich, daß dort ein einziger Jehudi mit ſeiner Frau wohnt, der die Schul mit zwei Seforim und Schofar der früheren Gemeinde als treuer Hüter eines verlaſſenen Poſtens bewacht. Da ſagten wir uns, wir könnten dem B. — ſo heißt der 80 Jahre alte, noch rüſtige Mann — eine große Freude machen und um 8 Uhr morgens hatten wir Minjan von lauter Soldaten in der kleinen Schul beiſammen, da ein ganzes Regiment dort liegt. J. hat mit ſo viel „Lew“ geort und nachher Schofar geblaſen. Muſſaf betete ein gewiſſer G. vor. Nach der Synagoge hatte die Frau B. Kaffee gekocht und Butter und Brot zurechtgemacht. Wir konnten dann mit Minjan benſchen, und die guten alten Leute weinten, hörten ſie doch ſeit langen Jahren wieder das erſte Mal benſchen! Wir waren alle ſo glücklich. J. hatte ſich vorgenommen, Jaumtauw koſcher zu leben, koſcher Fleiſch gab es nicht, da verabredeten wir, jeder ſoll geben was er hat, um auch koſcher zu leben. Ich gab die zuletzt geſandte Wurſt, J. auch, G. gab Rauchfleiſch, die übrigen Schokolade. Ich kochte, lekowet Jaum-

tauw, meine Spezialität, die ich im Feldzug lernte: Kartoffeln und Äpfel. Es ſchmeckte ausgezeichnet, und wir hatten ein Diner wie ſelten eines, dann Waſſerſchokolade und dazu Simchoh, Menuchoh, Erzählungen von zu Hauſe. Der alte B. brachte uns noch alten Rotwein, von welchem er 20 Flaſchen gut verſteckt hatte. Ich wiederhole, ſo ſchön hatte ich mir den Jaumtauw im Krieg nicht vorgeſtellt. Auch ein Leutnant der Reſerve Dr. K. war mit uns zuſammen. Die Franzoſen ſind wenig unternehmungsluſtig und bleiben in ihren Verſchanzungen und treiben die Patrouillen vor. Die Poſt muß fort; ſeid herzlich geküßt.

Euer K.

RAUSCHHASCHONOH IN DER SCHLACHT.

L., Zaum Gedaljoh 1914.

Meine Lieben!

Euren Rauſchhaſchonohbrief habe ich heute erhalten und nutze die kurze Mußeſtunde aus, Euch einmal ausführlich zu ſchreiben. Als Ihr am erſten Rauſchhaſchonohtag das „Unssane taukef“ gebetet, hörte ich mit den tauſend anderen Kameraden deutlich genug die Schickſalsfrage: „Wer wird leben und wer wird ſterben?“ Wir

waren mitten im heißen Gefecht, und daß ich noch lebe, verdanke ich Ihm und wohl auch den Gebeten, die Ihr für Euren Sohn in dieſer Stunde zu Ihm emporgeſandt habt. Wir erhielten Auftrag, das Dorf C. zu ſtürmen, ſahen uns aber auf dem Wege an einem hohen Waldberg einer ſtarken Franzoſenbeſatzung gegenüber, die uns mit einem mörderiſchen Feuer begrüßte. Es blieb uns nichts anderes übrig als Deckung zu ſuchen, und wir blieben von morgens $^1/_2$11 bis mittags 6 Uhr in atemloſer Stille auf dem Boden liegen. Das war ein langes Kaurimfallen. Und feierlich war es, wie wohl kaum in einem Gebethaus der Welt! Da lag jeder ſtill und gottergeben und harrte ſeines Schickſals, das in Blei und Eiſen zu uns herüberdröhnte; ſo mancher ſtand nicht mehr auf. Um 6 Uhr — Ihr dürftet um dieſe Zeit am Main das Taſchlich verrichtet haben — ging es dann zum Sturm den Berg hinan, der im dichteſten Kugelregen gegen $^1/_2$8 Uhr genommen war. Unſere Verluſte waren, da wir mit der Tapferkeit große Vorſicht verbanden und durch die Dunkelheit geſchützt waren, G. ſ. D. nicht ſehr groß. Die feierliche Stille, die bei einer ſolchen unfreiwilligen Waldraſt in Erwartung des Todes herrſcht, könnt Ihr Euch nicht vorſtellen. Das Dorf ſelbſt wurde um Mitternacht von einem anderen Truppenteil genommen, wobei die Franzoſen kopflos die Flucht ergriffen.

Ihr dürft, meine Lieben, darum nicht ſo ſehr beunruhigt ſein. Es geht nicht alle Tage ſo heiß und ſtürmiſch her. Es gibt auch ſchöne Tage, an denen man, wie heute, Ruhe und Muße findet, ſich mit ſeinen Lieben daheim ſchriftlich auszuſprechen. Wenn man einmal in acht oder vierzehn Tagen ins Gefecht kommt, ſo iſt das nicht ſchlimm, dafür iſt man ja im Krieg, und man hat doch das erhebende Bewußtſein, dem Vaterland in ſeinem Kampf für die gerechte Sache gedient zu haben. Ich habe das feſte Vertrauen, daß mich Gott beſchützen und heil durch alle Gefahren bringen wird. Sollte es aber im Rat Gottes anders beſchieden ſein, dann: Mit Gott für König und Vaterland!

Am zweiten Rauſchhaſchonohtag hatten wir auf dem Waldberg kleinere Geplänkel, die uns im Vergleich zu den richtigen Gefechten von geſtern faſt lächerlich erſchienen. Heute aber wurden wir durch andere Truppen abgelöſt, und es ſieht ſo aus, als beliebten die Herren Franzoſen, uns heute ein bißchen Ruhe zu gönnen.

Die Paketchen von Herrn I. habe ich erhalten und mich mit deren Inhalt ſehr gefreut. Schickt mir wieder etwas Tabak und noch zwei Tafeln von der Koſcherſchokolade. Es ſind Dinge, die im Feld nicht hoch genug einzuſchätzen ſind.

Es grüßt Euch herzlich

Euer M.

IN EINER JÜDISCHEN STADT.

Aus einem Brief des Einj. Unteroffiziers im Telegr.-Bataillon I, Kurt Levy.

Olkusz, 25. 9. 1914.

— — Rauſchhaſchonoh war ich in Bendzin, einer ausgeſprochenen Judenſtadt. Wir Juden (vier Unteroffiziere) ließen uns abends beurlauben und gingen in den Tempel. Sehr intereſſant, mein einziger Eindruck! Sonſt war ich erſtaunt, wie ſehr mir noch alle Gebräuche geläufig ſind. Nachdem die Synagoge aus war, wurden wir von Unzähligen aufgefordert, mit zum Abendeſſen zu kommen. C. und ich wollten unbedingt zuſammen bleiben und hatten uns auch bald mit Kennerblick für den Richtigen entſchieden. Wir wurden glänzend bewirtet, zum erſten Mal nach langer Zeit vernünftiges Eſſen, ganz polniſch zubereitet, doch gut und ſchmackhaft. Wir waren ganz rituell, benſchten und orten, daß es eine Freude war! C. kann nicht hebräiſch leſen und hatte keinen Dunſt! Ich habe die ganze Situation wieder einmal gerettet. Es waren ſehr reiche Leute mit einem Haus voll Kindern, unzählbar, in jeder Ecke ein paar. Zum nächſten Tag ſollten wir zum Mittageſſen kommen, hatten jedoch keine Zeit. Dafür gingen wir abends wieder hin und haben wieder ebenſogut gegeſſen wie tags zu-

vor (fünf bis ſechs Gänge); die Leute leben ſehr gut hier! . . . In Bendzin wohnen 15000 Familien Juden, 3000 Familien Polen. Da die Juden alle deutſch ſprechen, auch zum größten Teil ſauberer ſind als die Polen, haben ſie es ſehr gut. Da das Geſchäftsleben ganz in ihren Händen liegt, machen ſie glänzende Geſchäfte. Hier bekommt man noch alle Lebensmittel zu kaufen. Sonſt wäre es mir hier höchſt unappetitlich, jetzt fühle ich mich in ein Schlaraffenland verſetzt. Man denke, es gibt friſche Backware, ſogar Kuchen! Ich habe in dem Café, in dem ich ihn aß, allerdings einen Jungen beobachtet (fünf bis ſechs Jahre), der ſich Läuſe fing und ſie kaltlächelnd tötete. Die Zuſtände ſind ja bekannt; trotzdem iſt man erſtaunt, und es ſcheint einem unglaubhaft, wenn man ſie mit eignen Augen wahrnimmt. Man hat erſt den handgreiflichen Beweis dafür, was es heißt, in der Kultur um einige Jahrhunderte zurück zu ſein. Deutſchland, Deutſchland über alles! Man bekommt einen Begriff, in welcher Knechtſchaft die Juden hier leben, obwohl Handel und Geld in ihren Händen iſt. Auch hier iſt faſt alles jüdiſch. Wir haben mit koloſſalen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Straßen ſich in einem unglaublichen Zuſtand befinden. Tiefe Löcher, ſchweinemäßig. Wir trafen hier die erſten Öſterreicher auf ruſſiſchem Boden.

Außer Deinem Paket von Sonntag habe ich

ſehr lange keinen Brief von Dir gehabt. Haſt Du meine Briefe von der Fahrt bekommen? Hoffentlich geht es Dir gut.

Leb wohl!

Dein K.

AUS SERBIEN.

Brief des Leutnants d. Reſ. Alfred Kraus. „Er ſtarb den Heldentod in einem Gefechte in Bosnien am 20. Oktober. Mir ward die traurige Pflicht, ihn in ſein Grab zu betten, das Antlitz gegen Erez Israel. So iſt wenigſtens ſein letzter Wunſch erfüllt worden.“ (Aus einem Bericht des im nachſtehenden Brief erwähnten Weißkopf).

Serbien, 25. 9. 14.

Lieber Robert!

Vorgeſtern nachts bekam ich Deinen Brief, lag ſchon mit meinem Diener im triefenden Zelt, „denn der Regen, er regnet jeglichen Tag, hopphei ſa, bei Regen und Wind“ (unſer Motto hier), habe trotz Verbotes unter der Decke Kerze angezündet; Beweis genug, wie ſehr mich Dein Brief erfreut hat! Weißt Du, ich ſehe auch daran, daß dieſer Krieg, unfaßbar noch in Dimenſionen und Weiterwirkung, das eine Große, Schöne uns, der

Jugend aller Nationen, uns Juden in erſter Linie gebracht hat, daß wir wieder den Sinn von activitas erfaſſen und, was lebendiges Erleben iſt. Glaub mir, trotz aller Mühſal und Widerwärtigkeiten habe ich oft gerufen: es iſt eine Luſt, zu leben! Cum grano salis natürlich, denn wenn man geſchlagene acht Tage in einem Urwald liegt, Tag und Nacht Regen, Nebel, Sturm, Alarme, Angriffe uſw. hat, und dazu eine ſehr wenig poetiſche Krankheit, dann iſt's faſt anders. Und wirklich: ſeit vier Tagen kam kein Waſſer auf meine Hände als Regenwaſſer — wie fern ſind die Tage, wo ich Eau de Cologne kannte, — ſeit vierzehn Tagen kein Kamm als der fünfzähnige in mein Haupthaar, ſeit ſechs bis acht Tagen kein Bett geſehen und wie oft auch kein Zelt; wie Heu oder Stroh ausſieht, wiſſen wir nur noch vom Hörenſagen, und der Dreck; kniehoch kann man waten in dieſer verdammten Etappenlinie, die unſer Bataillon jetzt ſcharf mitbewacht. Ich war leider noch bei keiner ernſtlichen Affäre, da ich ſeit dem Einmarſch in Serbien verdammt war, als Kommandant der Trainbedeckung zu walten, verantwortungs- und mühevoll, aber ohne Ausſicht auf Maria-Thereſia-Orden. Gewehr- und Schrapnellkugeln habe ich ſchon genug neben und über mir ſingen hören, aber das hat mich von allem Anfang an kalt gelaſſen. Hoffe noch immer, mich in der männermordenden Feldſchlacht mit

Ruhm bedecken zu können (Rum — apropos — wäre auch nicht ſchlecht!). Habe auf unſeren Wanderungen — waren zuerſt Korpsreſerve — viel an Land und Leuten geſehen, mich gut gehalten, trotz zahlreichen Anfällen: man weiß nicht, was ärger iſt, die wahnſinnige Hitze oder der verfluchte Dauerregen, beides ſcheinbar gleich landesüblich. Alſo, mein Junge, ſei getroſt, Dein Kaſernenleben wäre für uns ideal. Dir und Hans Kohn und einigen Bundesbrüdern wird das Soldatenleben zum Heile werden: eine neue Barkochbanerraſſe ſehe ich heraufflammen! Prächtig, daß 45 Bundesbrüder eingerückt ſind! Die zwei Ingenieure hoffe ich perſönlich befreien zu können. Was macht Hugo Bergmann, Dr. Koref, mein Vetter Kraus, Beniſch e tutti quanti? Daß ich nicht gegen Rußland kämpfen kann!

Organiſiert Auskunftsſtelle für Bundesbrüder; ſich in Verbindung ſetzen mit den betreffenden Stellen im Kriegsminiſterium; rege an eine Kriegserinnerungsſtiftung für Studium in Erez Israel; zeichne 100 Kronen! Bitte lege für mich aus 7 Kronen für einen Ölbaum auf den Namen Wolffſohn ſel. Eine rechte Tragik an dieſem Mann: kämpfend erſt im Schatten eines Titanen, dann ſterbend im Schatten eines Weltkrieges, und war doch ein treuer Diener am Licht.

26. 9. 9 Uhr abends. Es regnet unentwegt weiter. Meine letzte Wäſche fault ſchon,

wie ich bald, wenn es so weitergeht. Gestern abend kam Deine Karte vom 16. und beiliegend Zahlungsauftrag auf eine Krone. Die Herren Bürokraten reiten halt den Amtsschimmel gar vortrefflich! Bitte lege die eine Krone auch aus, ebenso sieben Kronen, ein Ölbaum: Leutnant d. Res. Alfred Kraus grüßt alle seine Bundesbrüder herzlich vom Felde a. N. Barkochba, derselbe grüßt innigst seine Mutter, Franziska Lutzer, Hamburg (auf deren Namen), alle drei im Barkochbahain; bitte dringend um einige Nummern der „Welt", „Selbstwehr" und um Nachricht über unseren Makkabi-Mädchenklub. Hoffentlich betätigen sie sich im rechten Geiste, d. h. zeitgemäß, das kann uns nützen für die Neugestaltung. Ist das Vereinsleben allgemein aufrechterhalten? In Sarajewo war der jüdische Nationalverein — herrliches Heim! — In Foca habe ich mit Robert Weißkopf (von der Hatikwah, Budweis) fest Büchsen gefüttert; lauter Zionisten dort!

Könnte man nicht eine Bezalel-Ausstellung zugunsten der Kriegsfürsorge machen? (via Konstantinopel, Rumänien). Was macht unsere Leitung? Verflucht schwer hat sie's jetzt. Schaut, daß Ihr fertig werdet mit der Rekrutenausbildung, 1813 war man früher fertig! Die zionistischen Mädchen sollen Krankenpflege lernen! (ich sage es immer!) Die Zionisten Österreichs mit den Logen zusammen ein Reservespital errichten! Ist's wahr, was man

von der Verbrüderung in Prag hört, ach wäre es doch wahr und ſpontan, ewig leuchtend müßte es ſein! (Drei Schularbeiten ſchlüge ich heraus) . . . Geſtern nachts nur eine Kopfdusche bekommen in meiner Laubhütte, dafür zum erſten Mal beim Alarm. Zündhölzchen, Zigaretten und ein Schluck Rum ſind gekommen. Wir leben alſo beſſer als der Herrgott in Frankreich, der jetzt ziemlich kümmerlich leben muß. Hoffentlich kloppen wir bald alle unſere Feinde, hübſch einen nach dem andern. Der Geiſt, Ihr Herren Tripleententeriche, der ſoll Euch um die Ohren ſchlagen.

Grüße alle Verwandten und Bekannten — klingt faſt wie eine Farce — herzlichſt alle Bundesbrüder, Turnbrüder und Turnſchweſtern, beſonders aber Deine verehrte liebe Mutter, Deinen wackeren Vater, Lieſel und Trude, die wohl brav Scharpie zupfen, noch extra. Stehe und gehe Habt Acht und im Defiliertempo durchs Leben, mein lieber Junge und Kriegskamerad! Auf frohes Wiederſehen, hier oder dort.

„DO IS ER, DER JID . .“

. . ., 26. September 1914.

Am Vorabend des Neujahrsfeſtes rückte das Detachement, welches zur Beſetzung des kleinen polniſchen Städtchens . . . beſtimmt war, ein. Die

Einwohner beſtehen zu zwei Dritteln aus Juden, von denen viele geflohen waren, in der Furcht, daß wir Deutſchen die entſetzlichen Greuel, die von den Koſakenhorden in den nahen oſtpreußiſchen Grenzorten begangen waren, vergelten würden. Das Städtchen war glücklich vor einer Beſchießung und nahen Gefechten verſchont geblieben und ſah bei unſerem Einzug ſo friedlich aus, als ob es gar keine Kanonen gäbe. Die Landwehrſchwadron, der ich angehöre, hatte harte Tage hinter ſich. Die Schlacht bei Tannenberg und die in ihrem Gefolge nötigen Geplänkel mit abgeſprengten Koſakenabteilungen, ſpäter die Gefechte bei Lyck hatten uns alle Strapazen des Krieges auferlegt, und obwohl es in Strömen vom Himmel herunter-goß, waren wir herzlich froh, Tage der Ruhe für Mann und Roß vor uns zu haben.

Perſönlich war ich in trüber Stimmung. Rauſchhaſchonoh fern von Haus und Hof in Fein-desland! Vor mir lag der Marktplatz; ſchwer und ſchnell brach die Dunkelheit herein, und immer tiefer und größer wurden die typiſch polniſchen Schlammpfützen der Straße durch den erbarmungs-los herabſtrömenden Regen.

Ich war durſtig und bat in einem Haus um ein Glas Waſſer. Eine jüdiſche Witwe gab mir das Verlangte; wir kamen ins Geſpräch, und als ſie hörte, daß ich auch Jude ſei, führte ſie mich ins Zimmer, wo der jüdiſche Feiertagstiſch mit

den beiden Kerzen, mit Äpfeln und Brot gedeckt war. „Sie müſſen hier mit uns eſſen," und da nützte kein Sträuben. Ich ſprach das Kidduſch-gebet, teilte mit der guten Frau und ihren beiden Kindern das wohlſchmeckende Abendeſſen, und wenn auch die Unterhaltung, halb jiddiſch, halb deutſch, einige Schwierigkeiten bereitete, ſo wandelte ſich meine Rührung bald in Behaglichkeit. Die Nachbarn kamen dazu, und gern gab ich auf alle nur möglichen Fragen Antwort. Alle ſind des Lobes voll über die deutſchen Soldaten; es ſind mit wenigen Ausnahmen Hamburger Landwehrleute.

An beiden Feiertagen beſuchte ich den Gottesdienſt, der uns Weſtjuden eigenartig erſcheint. Aber noch nie hat mich der Gottesdienſt ſo ergriffen, wie das Flehen der Männer und Frauen an dieſem ſchweren Rauſchhaſchonoh zum lieben Gott. Stecken doch die jungen Ehemänner, die Söhne, Schwiegerſöhne und Enkel zahlreich in ruſſiſcher Uniform. In Rußland funktioniert keine Feldpoſt, niemand weiß, wo die Lieben ſich aufhalten. Auch mir ſind beim Unſſane taukef-Gebet die hellen Tränen über die Wangen gelaufen, und ich glaube mich ihrer nicht ſchämen zu brauchen. Nachdem man mich beim „Dawnen" geſehen hat, bin ich hier in . . . ein verhätſcheltes Kind. „Alle Juden ſind Brüder." Die arme Marktfrau, die mit Äpfeln handelt, ruft: „Do is er, der

Jid, Gott laß ihn geſund," und täglich muß ich Einladungen zum Tee, zum Mittag- und Abendeſſen Folge leiſten.

Es ſind ſchwer bedrückte, aber herzensgute Menſchen, unſere polniſchen Glaubensbrüder, und mit mir wird wohl mancher Jude von ſeinem Vorurteil gegen die Geſinnung der polniſchen Juden geheilt worden ſein. Der Schnorrer, der nach Deutſchland kommt, gilt als Prototyp des polniſchen Juden, und das iſt ein ſchweres Unrecht.

M. v. d. W.

GESETZESTREUE IM FELD.

Monthoiſe, 28. Sept.

בין כסה לעשור תרע"ה.

[Zwiſchen Rauſchhaſchonoh und Jaum Kippur.]

Sehr geehrter Herr S.!

Es kommt im allgemeinen im Kriege nicht oft vor, daß man ein paar Stündchen Zeit und einen ſolch großen Briefbogen zur Hand hat. Da ſich mir nun heute beides bietet, will ich mein bereits geſtern geplantes Vorhaben ausführen und Ihnen kurz berichten, wie ich die ר"ה-[Rauſchhaſchonoh-]Tage hier im Felde verlebt und wie ich ſie mir ſo feierlich wie möglich eingerichtet habe. Wenn man Glück hat und ſich öfter mal

etwas Zeit wegzuſtehlen vermag, ſo kann man auch im Felde wenigſtens einigermaßen als Jehudi leben. Ich habe ב"ה [boruch Haſchem] dieſes מזל [Maſſel], etwas Scharfſinn gehört allerdings auch dazu, und ſo konnte ich es bis jetzt ermöglichen, jeden Tag Tefillin zu legen und meine ſämtlichen Gebete, wenn auch zuweilen abgekürzt, zu verrichten. Ich behaupte natürlich nicht, daß dies jeder jüdiſche Soldat im Felde kann; der Infanteriſt oder Artilleriſt, der zuweilen zehn bis vierzehn Tage lang im Schützengraben im oder vor dem Gefecht ſteht, wie dies jetzt in der großen Entſcheidungsſchlacht zwiſchen Paris und Verdun der Fall iſt, wird dies wohl kaum ermöglichen können. Aber viele andere jüdiſche Soldaten, die dem Train, der Bagage, den Munitionskolonnen, Sanitätskolonnen usw. angehören, könnten ſich in dieſer Beziehung, wenn auch der Dienſt oft ſehr ſchwierig und die Strapazen hart ſind, auch im Felde ihre Jüdiſchkeit bewahren.

Das Nachſenden von כשר [koſcher] Ware aus der Heimat wäre recht ſchön, wenn unſere Feldpoſt beſſer funktionieren würde. Ich bin jetzt acht Wochen von Frankfurt weg und habe nur dreimal Poſt erhalten. Die erſten vier Wochen meines Fortſeins habe ich überhaupt keinerlei Nachricht von zu Hauſe bekommen. Das war es auch, was mich um meinen ר"ה [Rauſchhaſchonoh] hier im Felde ſeit Wochen beunruhigte. Dieſe heiligen Tage,

die ich leider in ſolcher Verfaſſung und ſo fern von allen, die mir lieb und wert ſind, verbringen mußte, ſie wollte ich wenigſtens כשר [koſcher] verleben. Keine Synagoge, kein Gottesdienſt, kein שופר [Schofar], kein Heim, keine Familie, nicht einen Geſinnungsgenoſſen, der mir כוח"ט [keſiwo wechaſſimo tauwo] wünſchte, oder dem ich es wünſchen konnte, und dann nicht einmal Poſt, das waren bittere Tage für mich. Ich hatte mir Machſaurim, Wurſt, Butter, Honig, Fleiſchextrakt, Suppen- und Gemüſewürfel von zu Hauſe zu י"ט [Jaumtauw] erbeten, ich bin überzeugt, daß mir alles, um mir den י"ט [Jaumtauw] zu verſchönern, geſchickt wurde, ich erhielt es aber nicht und habe es heute am Tag vor ערב י"כ [Erew Jaum Kippur] auch noch nicht. Sehen Sie, das ſind Dinge, die einem im Felde, wo man ohnedies genug ausſteht, wo man ſich ſo nach Berichten von Frau, Kindern, Mutter, Geſchwiſtern, Freunden und Verwandten ſehnt, und deren kleine Liebesgaben man ſo gern empfängt, zur Verzweiflung bringen können. Alſo kurz und gut, wollte ich ר"ה [Rauſchhaſchonoh] nicht trefo eſſen, ſo mußte ich äußerſt ſparſam ſein. Ungefähr zwölf bis vierzehn Tage vor י"ט [Jaumtauw] hatte ich die letzte Poſt erhalten. Sie brachte mir außer guten Berichten auch gar manches Genießbare. Davon wurden vorſorglich einmal zwei etwa $^1/_2$ Pfund ſchwere Stücke geräucherte Wurſt, zwei kleine Bouillonwürfel und zwei Tafeln

Schokolade als „eiſerner Beſtand“ für ר״ה [Rauſchhaſchonoh] gut im Torniſter verpackt. In Remily „requirierten“ meine Kameraden in einer einem reichen Abgeordneten gehörigen Villa ſo allerhand Genießbares, auch Honig und Eingemachtes. Hiervon tauſchte ich mir gegen Tabak und Zigarren, die ich für teures Geld von den mit Autos kommenden Chauffeuren erſtand, etwas Honig und Apfelgelee für י״ט [Jaumtauw] ein. Dieſe Kleinodien ſchleppte ich faſt drei Wochen in meinem Brotbeutel mit herum. Am Donnerstag vor ר״ה [Rauſchhaſchonoh] kamen wir von Sechault nach Lafontaine en Dormois, woſelbſt wir bei gräßlichem Wetter drei Tage auf einer ſumpfigen Wieſe in Biwak lagen. Am ערב ר״ה [Erew Rauſchhaſchonoh] früh wurden wir um halb vier Uhr nicht durch שופר [Schofar] Ton, aber durch Trompetenſignal zu סליחות [Selichaus] geweckt, unſere Munition wurde abgeholt, ſo daß wir alſo Ausſicht hatten, zu י״ט [Jaumtauw] aus dieſem elenden Dreck herauszukommen, und richtig, ich hatte wieder Glück: um ſieben Uhr Abmarſch nach Savigny. In S. kamen wir gegen drei Uhr bei ſtrömendem Regen an. Die kleine Stadt war mit Militär überfüllt, und ſo mußten wir wieder auf freiem Felde kampieren. Als ich meine Pferde ausgeſpannt und abgeſchirrt hatte, ſah ich erſt mal in meinem לוח [Luach] nach, wann י״ט [Jaumtauw] ſei. Es waren, wenn wir hier zum Munitionsempfang

blieben, noch ungefähr drei Stunden Zeit. Nie hatte ich meine Pferde ſo ſchnell gefüttert, getränkt und beſorgt wie an dieſem ערב יו"ט [Erew Jaumtauw]. Auf dem Weg zur Tränke ſah ich einen Soldaten, der Äpfel und Pflaumen in einem Eimer trug. Nach kurzem Handeln waren wir einig: für fünfzig Pfennig und fünf Zigarren kaufte ich ihm den Eimer voll Obſt, den er im benachbarten Felde geſammelt hatte, ab und hatte ſo mein יו"ט [Jaumtauw] Obſt. Den größten Teil der Pflaumen kochte ich mir beim Abkochen, allerdings ohne Zucker, — den gibt's hier nicht mehr — zu Pflaumenmus.

Es war mittlerweile halb fünf geworden, ich lief in den Ort, ſuchte mir einen Bäcker, um mir etwas Weißbrot zu יו"ט [Jaumtauw] zu beſorgen. „Le boulanger est parti," iſt die Antwort, doch laſſe ich nicht locker. Und wie ich richtig vermutete, hatten deutſche Soldaten die Bäckerei längſt okkupiert und backten dort das ſchönſte Weißbrot mit des Bäckers Mehl. Für ſechzig Pfennig war auch bald ein Brot erſtanden. Wieder eine Sorge weniger. Nun zum Friſeur, mein Bart war in den faſt ſieben Wochen ſehr verwildert — wieder „parti". Diesmal iſt nichts zu machen, ich muß mich alſo auf eine gründliche Reinigungskur und Wäſchewechſeln beſchränken und ſah danach, das muß ich geſtehen, wahrhaftig auch noch nicht יו"ט-[jaumtauw-]mäßig aus. Aber ich war doch ziemlich feierlich geſtimmt, als ich gegen halb ſieben, trotz des Verbots, den

Biwakplatz zu verlaſſen, mich ſeitwärts in die Büſche ſchlug, um in Ruhe mein מעריב-[Maariw-] Gebet zu verrichten. Es gelang mir dies unbemerkt. Ich ließ dann im Geiſt alle meine Lieben an mir vorüberziehen, wünſchte jedem כוח"ט [keſiwo wechaſſimo tauwo] und gut י"ט [Jaumtauw], benſchte in Gedanken meine lieben Kinderchen und kehrte feierlich geſtimmt zum Wagenplatz zurück, wo man mich mit der Nachricht empfing, daß ich für die Nacht auf Stallwache kommandiert ſei. Ein extra י"ט-[Jaumtauw-]Vergnügen, dachte ich, doch für einige Zigarren und Tabak war ich bald mit einem Kameraden handelseinig, daß ich nur von acht bis elf Uhr Poſten ſtehen mußte. Ich kochte mir ſchnell Waſſer, bereitete mir mit einem Suppenwürfel eine ſchmackhafte Suppe, machte, da mein Brot noch ganz war, obgleich ich nur eines hatte, קידוש ומוציא [Kidduſch umauzi], holte Äpfel und Honig hervor und verzehrte meine Jaumtauwmahlzeit, die aus Bouillon, Wurſt, Brot, Pflaumenkompott, Obſt und Kaffee beſtand, in tatſächlicher, wenn auch mit Heimweh gewürzter י"ט-[Jaumtauw-]Stimmung. Allmählich waren die Kameraden zur Ruhe in die kleinen Feldzelte gekrochen. Ich blieb allein zurück auf Stallwache; das Wetter hatte ſich aufgeklärt, der Himmel war ſternenbeſät, und ich hatte in der Einſamkeit nochmals zwei Stunden Zeit, mich in Gedanken mit allen meinen lieben Angehörigen und mit

meinen lieben Freunden zu beſchäftigen. Dieſe Momente, die ich ſo im Geiſt in der Heimat und bei meiner Familie verbrachte, waren die feierlichſten des diesmaligen ר״ה [Rauſchhaſchonoh] für mich.

Am ר״ה [Rauſchhaſchonoh] früh wartete ich das Wecken nicht ab, um vor dem „Kaffeetrinken“ in Ruhe beten zu können, jeden Augenblick darauf gefaßt, frühzeitig abbrechen zu müſſen. Doch wieder war mir Glück beſchieden, wir konnten erſt mittags neue Munition empfangen, und ich hatte ſpäter nach dem Stall- und Reinigungsdienſt Zeit und Muße genug, מוסף-[Muſſaf-]Gebet zu verrichten. Mittags zwei Uhr, ich hatte mir eben mein Mittagsmahl hergerichtet und konnte noch mit knapper Not תפלת מנחה [Tefillas Minchoh] verrichten, rückten wir ab nach dem 5 km entfernten Vouziers, einem kleinen Städtchen, wo es ſogar zwei bis drei jüdiſche Familien, die aber vor dem Krieg geflohen ſind gab. Ich betrat bei einem Rundgang durch die Stadt das mir bezeichnete Haus eines jüdiſchen Metzgers Scheuer-Cain, das vollſtändig ausgeplündert war, und fand oben auf all dem Plunder zwei Tefillaus liegen, die ich zum Andenken an mich nahm, die ich, wenn ich ב״ה [boruch Haſchem] aus dem Krieg heimkehre, dem Mann zurückſenden werde. In Vouziers ſtanden unſere Pferde zwar in Scheunen, doch wir kochten

im Freien ab, und ich konnte bei eintretender Nacht, beim Schein der Lagerfeuer mein מעריב= [Maariw-] Gebet verrichten. Dieſe Nacht ſchlief ich auf einem Heuboden über meinen Pferden — auch ein Stück ג״ט [Jaumtauw], denn im Freien unter den Wagen oder in den kleinen Lagerzelten iſt es eben ſchon ſehr feucht und kalt. (Nebenbei ſei bemerkt, daß wir in unſerer Kolonne ſchon ſeit über ſieben Wochen nicht mehr in einem Bett geſchlafen haben.) Am nächſten Morgen war ich gerade mit dem שחרית [Schacharis] fertig, als wir um neun Uhr mit Munition abrückten, konnte aber, während die leeren Wagen beladen wurden, ungeſtört מוסף [Muſſaf] beten und ſpäter in Sechault, als die Pferde beſorgt waren, noch bequem מנחה-[Minchoh-] Gebet verrichten. Zum Eſſen blieb mir allerdings keine Zeit mehr. Ich hatte mir gerade ein Honigbrot geſchmiert und etwas Obſt hervorgeholt, als es „Kolonne aufgeſeſſen, marſch“ hieß und wir weiter nach Lafontaine abrückten. Dort kamen wir kurz nach fünf Uhr an. Unſere Kanoniere, die keine Pferde zu beſorgen haben, hatten inzwiſchen Feuer gemacht und abgekocht, ich ſetzte mir wieder mein Töpfchen mit Waſſer auf, löſte mir einen großen Suppenwürfel auf (diesmal vorzügliche Grünerbſen), und verzehrte meine Mahlzeit mit Behagen, allerdings diesmal etwas ſpät, es war faſt ſechs Uhr geworden. Dafür gab's aber zum Menü vom erſten Tag Kartoffeln

und nachträglich Tee, welch beides die Kameraden zu ihrer Mahlzeit bereitet hatten. Erwähnt sei noch, daß ich am ersten Tag an einem kleinen Bach in Vouziers nachmittags zu תשליך [Taſchlich] war, den מי כמכה [mi komauchoh] fand ich in der bei dem jüdiſchen Metzger dort mitgenommenen Rödelheimer תפילה [Tefilloh].

Noch eine unangenehme Überraſchung wurde unſerer Kolonne am zweiten Tag י״ט [Jaumtauw] zuteil. Ein feindlicher Flieger überflog uns während der Mahlzeit zwiſchen 6 und 7 Uhr und warf zwei Bomben herab, die eine explodierte in einer Nachbarkolonne, die zweite ganz dicht bei unſerer Kolonne, etwa 40 m vom Lagerplatz entfernt. Durch den aufgeweichten naſſen Boden bohrte die Bombe ein tiefes Loch in die Erde, explodierte wohl mit furchtbarem Krach, doch blieben die Sprengſtücke meiſt im Lehm ſtecken und verletzten niemanden. Nachdem der erſte Schreck vorüber war, ſprach ich das שעשה לי נס [ſcheoſoh li nes]. So feierte ich das ר״ה-[Rauſchhaſchonoh-]Feſt. Ich hatte nur noch den einen Wunſch, daß הש״י [Haſchem jisborach] mir am kommenden י״כ [Jaum Kippur] dasſelbe מזל [Maſſel] gebe wie am ר״ה [Rauſchhaſchonoh] und daß er mir außer der Kraft zum Faſten auch die Zeit gebe, daß ich alle תפילות [Tefilaus] und die וידוי [Vidui] mit Andacht verrichten kann.

BESTATTUNG EINES JÜDISCHEN KAMERADEN IN BOSNIEN.

Erew ר״ה [Rauſchhaſchonoh] war für uns ein trauriger Tag. Ein braver, frommer Kamerad verſchied, und wir bekamen vom Kommando die Erlaubnis, ihn nach jüdiſchem Ritus zu beſtatten. Es war gerade Gagentag; wir kauften für unſere paar Kronen einige Bretter, Linnen, Socken und die übrigen nötigen Sterbegewänder, zimmerten den ungehobelten Bretterſarg und machten uns, wir waren unſer acht, auf den Weg, um die traurig drückende Laſt in das zunächſt liegende jüdiſche בית החיים [Bes hachajim] zu bringen. Aus einem tränenfeuchten Brief der Mutter erſahen wir, daß unſer armer Kamerad Joſef Ben Elieſer hieß, wir brachten ihn, vom katholiſchen Feldgeiſtlichen und allen Offizieren begleitet, ohne Sang und Klang, ohne Trauerrede, die der Tag nicht zuließ, in die fremde kalte Erde.

Nach der לויה [Lewajoh] wurden wir auf den nahenden י״ט [Jaumtauw] verwieſen. Infanteriſt Salomon und Korporal Schnabel requirierten ein Gebethaus, und wir hatten am Jaum Kippur bereits 37 jüdiſche Kameraden, die mit uns zuſammen feierten. Reſerviſt Unteroffizier Kupfer war der Vorbeter. Wir vergaßen dabei auch der Armen nicht. Unſere Löhnung ſchnoderten wir an arme Familien,

die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ein jüdischer Feldbäcker verfertigte aus Mehl und Rosinen, nachdem er gehörig חלה [Chaloh] abhub, zwei herrliche „Jomtofberches". Unser Kantineur, Mandel, ein braver Jude, gab uns dazu die gehörige warme Erquickung, und wir konnten in freudiger Stimmung fern von der Heimat Jaum Kippur nachts unser נברך אלוקנו [neworech Elaukenu] zum Himmel steigen lassen.

Unser Herz war von wehmütiger Freude übervoll. Es hatte sich wie ein Schwamm an den bewegenden Ereignissen des Tages sattgetrunken, und Tränen strömten ungewollt und unbewußt in Fülle über die Wangen der jüdischen Kameraden.

METZ IN KRIEGSZEITEN.

Aus einem Brief des Feldrabbiners Dr. Baerwald-München.

Das hätte ich nicht gedacht, daß meine erste Tätigkeit in diesem Feldzug mit der eines Detektivs viel mehr Ähnlichkeit haben würde als mit der eines Feldgeistlichen. Mit welchen Schwierigkeiten es verknüpft ist, den Truppenteil zu finden, den man erreichen soll, das erinnert an die Arbeit eines Sisyphus: denn wenn man nach endlosen

Fragereien den gesuchten Ort endlich festgestellt hat, dann ist, wenn man hinkommt, das Nest ausgeflogen; bei dem Schleier des Geheimnisses, in das die Truppenbewegungen gehüllt werden, fängt die Arbeit von neuem an, und bei dem Schneckentempo, in welchem die Lokal- und besonders die Militärzüge fahren, ist der Zeitverlust ein recht beträchtlicher.

So kam es, daß ich am Vorabend des Rauschhaschonohfestes, statt bei unseren braven bayrischen Truppen das Rauschhaschonohfest zu begehen, erst in Metz angelangt war. Es war interessant genug, diese Stadt gerade in Kriegszeiten kennen zu lernen; ihr Charakter als Festung und die Nähe der Grenze brachten doch den Krieg um vieles deutlicher zum Bewußtsein, als wir es im übrigen Reich gewohnt sind. Die Einwohner müssen viele Beschränkungen, z. B. im Telephon- und Reiseverkehr, in Kauf nehmen. Darum aber ist es besonders erfreulich zu sehen, wie die Bewohner dieser Stadt, in der die meisten Bekanntmachungen deutsch und französisch erscheinen, nicht nur diese Beschränkungen und die Unbequemlichkeiten zahlreicher Einquartierung gern auf sich nehmen und darüber hinaus den durchziehenden Soldaten mit offenen Händen Liebesgaben spenden. So sollen besonders unsere bayrischen Truppen beim Durchzug mit Eßwaren, Tabak und Wäsche geradezu überschüttet worden

sein. So hat Metz, trotzdem man auf der Straße manches französische Wort hört und viele französische Firmenschilder liest, sich doch als gute deutsche Stadt bewährt. Daß ich auch in den Gemeinden viele ähnliche Beweise des Patriotismus und der Fürsorge für unsere Soldaten sehen konnte, hätte mich doch nicht ganz damit aussöhnen können, daß ich selbst am Fest untätig bleiben mußte; allein auch hierfür wurde mir ein kleiner Ersatz gewährt, ebenso dem Kollegen Chone, Konstanz, den ein ähnliches Mißgeschick wie mich auf der Suche nach seinem badischen Armeekorps in Metz festgehalten hatte.

Ein ungewohntes Bild bot der Festgottesdienst. Wenn jemand über dem Ernst des Festes den Ernst der Zeit hätte vergessen können — die große Zahl der Soldaten hätte ihn an das blutige Ringen draußen erinnert. Mindestens 200 Soldaten aller Waffengattungen waren hier zum Gebet versammelt. Vom jüngsten Rekruten bis zum bärtigen Landwehrmann, teils Neueingekleidete, teils Verwundete, teils solche, denen man die Strapazen langer Märsche und der Schützengräben ansah. Wahrhaft herzerfreuend und erhebend aber war es, wie am Schluß des Gottesdienstes jeder, aber auch jeder Soldat eine Einladung zum Essen erhielt. Einzelne Gemeindemitglieder hatten es sich nicht nehmen lassen, eine größere Anzahl von Soldaten einzuladen, so daß kein Soldat wegging,

dem nicht Gelegenheit geboten war, den Feſt-abend in einem Haus zu verbringen.

Dieſer ſchöne Beweis von Gaſtfreundſchaft wiederholte ſich mit gleich herzlicher Selbſtverſtändlichkeit am erſten wie am zweiten Tag; ich hörte es von mehreren Soldaten, wie dankbar ſie anerkannten, daß ihnen in dieſer ſchweren Zeit ein Erſatz für das Familienhaus geboten wurde. Die Metzer Gemeinde hat ſich hierdurch ein Recht auf die Dankbarkeit auch der Angehörigen ihrer Gäſte erworben, denn ſie können das Bewußtſein haben, daß ihre Lieben zwar fern der Heimat, doch auch von Fürſorge und Feſttagsſtimmung umgeben waren.

Einen anderen Beweis der Fürſorge, den die Metzer U. O. B. B.-Loge (Lothringer Loge) auch im Frieden den Soldaten ihrer Garniſon angedeihen läßt, konnten wir am zweiten Feſttag beobachten. Am Vormittag hatte Kollege Chone auf Einladung des Herrn Oberrabbiners Dr. Netter, unter Zuſtimmung der Gemeindevertretung, die Kanzel beſtiegen und als Feldrabbiner insbeſondere an die wieder zahlreich verſammelten Kameraden zündende Worte gerichtet. Am Nachmittag führte eine Einladung der Lothringer Loge die Kameraden noch einmal bei Kaffee und Kuchen im Soldatenheim zuſammen. Dieſes Soldatenheim, vor etwa drei Jahren von der Loge gegründet, bietet jedem Soldaten allſonntäglich einen an-

genehmen Aufenthalt. Neben dem schönen Logensaal gelegen, direkt von der Straße aus zugänglich, enthält es zwei größere Räume, in denen die Soldaten lesen und spielen können, und wo ihnen Erfrischungen gereicht werden. Außerdem steht ihnen ein Schreibzimmer und ein Billard zur Verfügung. Hierhin hatte die Loge die Soldaten am Nachmittag eingeladen, und mehr als 200 konnten hier von ihren Strapazen ausruhen. Da auch ein großer Teil der liebenswürdigen Gastgeber mit ihren Damen erschienen war, entwickelte sich bald eine gemütliche Plauderstunde, in der so mancher junge und ältere Kamerad von den Erlebnissen der letzten Wochen erzählen konnte. Vor dem Auseinandergehen aber vereinte uns noch einmal eine Feier im Logentempel, in der die Herren Vorsitzenden der Loge und des Soldatenheims die Soldaten begrüßten. Ich hatte die Einladung erhalten, bei dieser Gelegenheit eine Ansprache an die Kameraden zu richten, und wenn diese etwas ernster ausfiel, als die Gemütlichkeit der Stunde es erforderte, so lag es daran, daß wir jetzt keinen Gedanken denken oder aussprechen können, der nicht an das Große rührt, dessen Zeugen wir sind.

Am nächsten Morgen ging es weiter, den Truppen nach, nun im Wagen mit den Pferden, die mir die bayrische Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt hatte; jeder Winkel des Wagens

angefüllt mit Wäſche, die mir von den freundlichen Metzern für unſere braven Jungens draußen mitgegeben worden war. Dann ging's in Feindesland hinein. An endloſen Munitions- und Furagekolonnen und an manchem Automobil mit Verwundeten vorbei, durch Dörfer, die mit Soldaten gefüllt ſind. In der Ferne rollt Kanonendonner, und am Abend fahre ich über die Grenze, wo der franzöſiſche Grenzpfahl im Graben liegt; dann das erſte Nachtquartier in einem franzöſiſchen Dörfchen, bei freundlichen Leuten.

Wo werde ich am Jaum Kippur ſein? Vor 44 Jahren haben unſere Truppen Jaum Kippur *vor* Metz gefeiert. Es war auch ein Erfolg ihrer Tapferkeit, daß wir diesmal Rauſchhaſchonoh *in* Metz feiern konnten; unſere Dankbarkeit aber gebührt denen, die dies Rauſchhaſchonoh in Metz uns zu einem Feſt geſtalteten.

RAUSCHHASCHONOH IM KANONENDONNER.

Brief des Unteroffiziers der Artillerie Leo Leßmann, Hamburg (vgl. Brief S. 25).

Meine lieben Alten!

Der Rauſchhaſchonoh-Abend iſt doch ganz anders verlaufen, als ich es mir vorher aus-

gemalt hatte; nicht einmal ein Zelt, keine Kerzen, keine Ruhe und keine Betgenoſſen hatte ich. Es regnete in Strömen, der Feind überſchüttete uns bis in die ſpäte Nacht hinein mit einem mörderiſchen Granatfeuer, mein Schanzloch, in dem meine Kanone ſtand, und das auch uns Soldaten Unterſchlupf gewähren muß, war wieder mal voll Waſſer gelaufen und bot gerade kein feſttägliches Unterkommen. Kurz, alles in allem nicht das richtige Milieu für den Jaumtauw-Abend. Meine Tefilloh, die in meiner Krokitaſche am Sattel ihren Platz hat, hatte ich mir nachmittags von der Ordonnanz mit in die Feuerſtellung heraufbringen laſſen. Zwiſchen Kanonendonner und Regengepeitſch orte ich dann nach Sonnenuntergang die vorgeſchriebenen Gebete, einſam auf einem Stein ſitzend, und habe — das dürft Ihr mir glauben — vielleicht ebenſo andächtig gebetet, wie Vater zu Hauſe.

Soeben habe ich mein lukulliſches, wirklich „jaumtowdickes“ Mahl beendet: einen Becher Brunnenwaſſer und dazu eine Scheibe uraltes Kommißbrot mit einer rohen Zwiebel. Die Sache hat tadellos geſchmeckt und muß bis heute abend vorhalten. Heute abend wollen wir uns aus einer Erbskonſerve und Kartoffeln mal eine ſchöne Suppe kochen; im Augenblick wiſſen wir allerdings noch nicht, woher wir trockenes Holz und Streichhölzer dazu nehmen. Überhaupt habe ich

mir lekowed Jaumtauw einen unverantwortlichen Luxus heut geſtattet; ich habe mich ſeit dem 6. d. M. zuerſt wieder gewaſchen, Geſicht und Hände, richtig in reinem, klarem Waſſer gewaſchen! Das war eine Wohltat, die den dreiviertelſtündigen Marſch zur Quelle wohl aufwiegt. Es geht mir noch immer vortrefflich, und wenn ſich keine feindliche Kugel zu mir verirrt, werde ich mit Gottes Hilfe in abſehbarer Zeit hoffentlich wieder bei Euch ſein.

Es küßt Euch Euer

Leo.

KOL NIDRE VOR ANTWERPEN.

Den 1. Oktober 1914.

Daß meine Karten gerade zu Rauſchhaſchonoh in Euren Beſitz kamen und Euch dadurch aus Eurer Sorge riſſen, hat mich ſehr gefreut. Zu Jaum Kippur habe ich Euch nicht geſchrieben. Den heiligen Tag habe ich wenig programmäßig verleben können. Kol Nidre lagen wir im Schützengraben. Es gingen glaubhafte Gerüchte, daß nachts Fort Wavre, das ſchon den ganzen Tag beſchoſſen war, geſtürmt werden ſollte. Mein Freund B. war ſehr ernſt geſtimmt, denn er hat eine Braut daheim. Ich dachte viel an Euch, meine Geliebten. Am Jaum Kippur gingen wir

morgens weiter vor und begannen wieder zu ſchanzen. Da bei uns alles ruhig blieb, ſo fand ich Gelegenheit, mich auf einige Zeit in ein kleines, rückwärts gelegenes, verlaſſenes, unzerſtörtes Gehöft zurückzuziehen. Dort betete ich im Parterre ein Stündchen ganz ungeſtört, bis ſich eine Feldbatterie direkt ca. 200 m hinter dem Haus aufbaute und einen Höllenlärm machte. Aus dem Haus hatten wir für unſere Unterſtände längſt alle Türen ausgehoben, und ſo füllte ſich bald mein Betlokal mit Gäſten: drei Hunden, einem Kalb, zwei Ziegen, etlichem Geflügel und einer Sau mit Ferkeln. Als ich das verängſtigte Tierzeug hinauswarf, ſahen ſie mich alle ſo flehend an, wie wenn ich ihnen aus dem Hexenkeſſel helfen könnte. Ich verbarrikadierte die Türöffnung ſo gut es ging, ſie blieben alle hinter der Barrikade ſtehen, bis ich mein Gebet beendet hatte und wieder zu den Schützengräben ging.

VON DER KIRCHE ZUM SCHÜTZEN„GRABEN. — HÉ, CAMARADE, VOILÀ BUM BUM."

W., 1. 10. 14.

Meine Lieben!

. . . Geſtern war Jaum Kippur. Um 7 Uhr morgens erfuhr ich, daß in . . ., etwa vier Kilo-

meter von hier, jüdiſcher Gottesdienſt ſei. Unſer Kompagnieführer gab uns (es ſind drei Juden in der Kompagnie) ſelbſtverſtändlich frei, um dorthingehen zu können. Leider war die Nachricht, daß Gottesdienſt ſei, nicht genügend bekannt gegeben, ſo daß nur ungefähr 60—70 Juden erſchienen waren. Die hier liegenden zwei Diviſionen beherbergen aber eine mindeſtens drei- bis viermal ſo ſtarke Anzahl Juden. Der Gottesdienſt fand in der katholiſchen Kirche ſtatt. Welch merkwürdiges Bild! Jüdiſcher Gottesdienſt in einer katholiſchen Kirche, die zudem zur Aufnahme Verwundeter und auch als Schlafraum für Soldaten dient. Rabbiner Dr. Wilde aus Magdeburg leitete den Gottesdienſt. Einer aus unſerer Mitte betete vor. Die Gebetbücher wurden vom Rabbiner verteilt, aber er brauchte nicht viel herzugeben, denn unſere Juden hatten faſt alle ihre Tefilloh mitgebracht. Der Rabbiner ſprach, aber nach wenigen Worten ſtockte er und kam nicht weiter, er weinte. Jetzt, um dieſelbe Stunde war zu Hauſe, in der ganzen Welt, wo Juden wohnen, die Totenandacht. Wie ſieht es bei uns zu Hauſe in den Synagogen aus? Nein, man darf nicht daran denken, man darf es nicht. Hart muß man bleiben. Kanonendonner dringt zu uns herein und mahnt uns, tapfer und mutig zu ſein. Da beißen wir denn die Zähne zuſammen, und es ſcheint faſt, als ob ein jeder einzelne lächle. Der

Rabbiner spricht weiter. Er flüstert fast. Leise, gedämpft dringt seine Stimme von der Kanzel der katholischen Kirche, unserer Synagoge. „Jeder werfe einen Rückblick auf sein vergangenes Leben und lege sein Leben in Gottes Hand." Wer das in sonstigen Jahren nicht mit dem wahren, innigen Bewußtsein getan, jetzt tut er es. Noch nie gab es für uns einen Jaum Kippur wie gestern. So haben wir ihn noch nie miterlebt. Dann sprach der Rabbiner das Schema Jisroel vor, und wir sollten es nachsprechen. Das Schema, das erste Wort dröhnte durch die Kirche, fast wie ein Schrei, dann kam keiner weiter.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Vor der Kirche empfängt uns lachender Sonnenschein. Wir sind wieder Soldaten. Lachen auch wie die Sonne, plaudern und erzählen uns. Vier Juden mit Eisernen Kreuzen sind dabei. Sie erzählen von vielen jüdischen Kameraden, die auch das Eiserne Kreuz haben, aber zum Gottesdienst nicht kommen konnten. Hui, wie die Granaten pfeifen. Wir müssen rauf in die Schützengräben. Die Franzmänner werden übermütig. Heute wollen wir wieder Keile austeilen. Auf Wiedersehen, Kameraden. Sukkaus ist wieder Gottesdienst. Auf Wiedersehen!

2. 10. 14.

Gestern wurde ich beim Schreiben abgerufen, weil ich einen Transport zum Feldlazarett nach ...

(ca. 10 km von hier) hatte. Dort ſah ich unſern Kaiſer, der mit dem Kronprinzen und ſeinem Stab die Verwundeten beſuchte. Die Rieſenſchlacht dauert immer noch an. Wir liegen ſchon 17 Tage an ein und derſelben Stelle. G. ſ. D. haben wir jetzt mit wenigen Tagen als Ausnahme wenig Verluſte. Wenn hier die Entſcheidung uns günſtig, glaube ich, iſt der Krieg mit Frankreich bald beendet. So, nun zu Eurem lieben Brief vom 23. September, für den ich Euch herzlichſt danke. Merkwürdigerweiſe erhalte ich momentan die Berliner Poſtſachen früher als die Kölner. Macht Euch nur keine Sorge. Es iſt in ſo vielen Fällen ſchon gut gegangen, es wird auch weiter ſo gehen. Anfangs, und zumal in Belgien, war es viel ſchlimmer. Da waren die verdammten Franktireurs, da waren verſprengte franzöſiſche Truppen in unſerem Rücken. Aber es ging immer gut, ſo habe ich denn bis heute noch keinen Schuß aus meiner Piſtole abgefeuert. Das Ding iſt ja auch nur dann verwendbar, wenn mal ein Verwundeter ſchießen ſollte. Die Fälle ſind aber bis jetzt noch wenig vorgekommen. Im Gegenteil, die verwundeten Franzoſen ſind einem ja ſo dankbar. Wie viele Hände unſerer Feinde habe ich ſchon gedrückt. Oh, Ihr ſollt mal mein Franzöſiſch hören. Ich glaube, Ihr würdet Euch mitten im Kugelregen krumm lachen. Ein Beiſpiel: Wir rückten (1 Leutnant, 4 Wagen und 16 Mann) um 6 Uhr

nach H., einem hochgelegenen Dorf im Schlachtfeldgebiet bei S. . Oben liegen Verwundete, Deutsche und Franzosen. Größtenteils in Scheunen. Wie die armen Kerle, teilweise mit überaus schweren Wunden, bis in die Scheunen sich schleppen konnten, bleibt mir bis heute ein Rätsel. Mit Jubel werden wir empfangen. „Gott sei Dank, Kameraden!“ riefen sie uns entgegen. Die Franzosen rücken uns nur zu und zeigen uns ihre Wunden, die wir dann verbinden. Sie drücken uns die Hand, wie auch die deutschen Verwundeten. Wie ich aber einen französisch anspreche und ihn frage, was ihm fehle, welches Regiment usw., da hättet Ihr etwas hören können. Alle rufen, fragen, winken. Ich verstehe kein Wort, bis ich dann zu einem verwundeten Franzosen komme, der bitterlich weinte. Ich verstand ihn ganz gut, und er muß mich wohl auch verstanden haben. Wir haben die Wagen vollgeladen und wollen nun herunter zum Verbandplatz, um gleich darauf wieder auf die Höhe zu fahren. Da gibt es draußen Radau. Schrapnells schlagen ins Dach ein. Wir denken erst nichts Böses. Aber das Feuer wird stärker und stärker. Da merken wir, daß die französische Artillerie unsere Wagen für Geschütze ansieht. Im Galopp geht es nun hinunter. Ich versuche noch einen leichtverwundeten Franzosen, der mich bat, ihn doch zu seinen Kameraden zu bringen, in eine Scheune zu führen. Da schlägt

eine Granate gegenüber in die Kirche ein, daß mir die Steinchen um den Kopf herumfliegen. Nun wird's aber Zeit. Alle ſind ſchon weg. Ich allein zwiſchen Verwundeten. „Hé, camarade, voilà bum bum.“ Ein verſtändnisvolles Nicken des Franzoſen, und fort mach ich, den andern nach. Ich glaube, ich habe einen Weltrekord im Laufen aufgeſtellt, denn nach ein paar Minuten holte ich unſeren Trupp ein. Die Schrapnells folgten uns, da die Franzoſen jeden Mann, geſchweige die Wagen, von ihrer famoſen Stellung aus ſehen konnten. Wohlbehalten kamen wir unten an und waren in Deckung. Da heißt es auf einmal, ein Wagen mit Verwundeten, unſer letzter Wagen, liegt auf halber Höhe; während des raſenden Fahrens iſt ein Rad abgeſprungen — ſechs Freiwillige vor. Sollen wir die armen Kerls liegen laſſen? Zu fünft marſchieren wir wieder rauf, bringen mit großer Mühe das Rad wieder an den Wagen und fahren den Wagen bergab. Wir waren noch keine 70 Schritt vorgefahren, da ſchlagen drei Granaten an die Stelle, wo der Wagen ſtand. Wir aber kamen glücklich unten an. Unſere Namen werden notiert. Eine Auszeichnung? Nun, bis jetzt noch nicht. Wenn ich nur heil und geſund zu meinem Schatzerl komme, das iſt für mich die höchſte Auszeichnung.

Nun noch ein Merkwürdiges. Die Franzoſen werden in die Flucht geſchlagen. Wir rückten

wieder in das Dorf... und holen die Verwundeten, von denen keiner nachträglich durch das Feuer verletzt wurde. Aber vor der Kirche lagen tote Franzoſen. Es war ein franzöſiſcher Vorpoſten, der ſich vor uns in der Kirche verſteckt hatte und nun durch eigenes Feuer fiel. Hätten die Kerle geahnt, daß wir nur mit der Piſtole bewaffnet waren, ich glaube, es hätte noch eine Knallerei von Fenſter zu Fenſter gegeben. Wenn ich aber heute an das „Hé, camarade, voilà bum bum“ denke, dann muß ich herzhaft lachen. — Wolfffohn iſt tot. Wieder iſt ein Großer von uns gegangen, jetzt, wo wir ihn ſo nötig haben. Auch für uns Zioniſten iſt es eine große Zeit.

JÜDISCHER GOTTESDIENST MIT REGIMENTSMUSIK.

Aus den Aufzeichnungen des Feldrabbiners Dr. Chone beim XIV. Armeekorps.

Von dem letzten Gottesdienſt, den ich zu veranſtatten hatte, war ich ſo erfreut, daß ich dieſe Erinnerung beſonders feſthalten möchte. Ich hatte erfahren, daß eine Brigade in den in der Nähe liegenden Ortſchaften Quartier beziehen würde; es befindet ſich das Konſtanzer Regiment dabei, alſo viele Söhne meiner Gemeinde. Ich wandte

mich an das Kommando: Mittwoch nachmittag einen Gottesdienſt für die jüdiſchen Mannſchaften zu veranlaſſen. Bereitwilligſt wurde er mir zugeſtanden, auch ein Raum ausfindig gemacht und ich gefragt: Wieviel Mann der Regimentsmuſik werden gewünſcht? Ich ſchwankte zwar einige Augenblicke, fühlte aber, daß die Begleitung der Muſik unſere Stimmung nur würde erhöhen können.

Mittwoch nachmittag zwei Uhr fanden wir uns in der Mairie ein. Fürſorgliche Hände hatten ſich geregt und zwei größere ineinandergehende Räume zurechtgemacht. An der Misrachwand ſtand ein Katheder, mit grünem Tuch bezogen und mit einem Blumenſtrauß geſchmückt. Vor ihm im Halbkreis ſtanden zwei Reihen Stühle, und im gegenüberliegenden Zimmer hatte ſich die Regimentskapelle mit dem liebenswürdigen, kunſtſinnigen Muſikmeiſter aufgeſtellt. Ein Lied der Kapelle war die Einleitung. Ich betete Minchah vor; weil mit dem Abend Rauſch Chaudeſch begann, ließ ich den J'hi rozaun mit dem deutſchen Neumondweihe-Gebet folgen. Predigt. Chor aus Elias. Maariw. Mit beſonderer Ergriffenheit ſagte ich Kaddiſch, bin ich doch durch den Krieg daran verhindert, im Sterbejahr meines lieben Vaters regelmäßig Kaddiſch zu ſagen. Als Schlußlied ertönte das kraftvolle, ſtimmungsreiche Niederländiſche Gebet.

Bei dem Konstanzer Regiment befindet sich ein jüdischer Oberarzt, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz und dem Zähringer Löwenorden mit Schwertern. Er sorgt wie ein Vater für seine Schutzbefohlenen und nimmt sich auch der jüdischen Soldaten seines Regiments in jeder Art an. Seiner Fürsorge habe ich nun schon zum zweiten Mal die Herstellung eines würdigen Raumes zu verdanken. Zum zweiten Mal schon hat er mich und viele andere Teilnehmer nach dem Gottesdienst mit einem feinen Kaffee und gutem Kuchen (von Muttern) erquickt. Auch dieses Mal hat er von der kleinen Gemeinde der Beter eine photographische Aufnahme gemacht.

IN ENGLISCHER KRIEGSGEFANGENSCHAFT.

Nachstehender Brief ist von Herrn Benno Kahn an seinen inzwischen verstorbenen Vater, Rabbiner Kahn in Heilbronn, gerichtet. Das Original ist in englischer Sprache geschrieben.

Frith Hill Camp Frimley.

„Sieben Tage sollt ihr in Hütten wohnen." Wie oft habe ich an diesen Satz kürzlich denken müssen; denn schon seit Ende August wohne ich

hier mit Hunderten von deutschen kriegsgefangenen Leidensgenossen in Hütten oder vielmehr Zelten. Es sind meistens Männer in militärpflichtigem Alter, die von der englischen Regierung an der Abreise verhindert worden sind. Ein großer Teil wurde zuerst nach Olympia verbracht, einem ungeheuren zirkusartigen Gebäude, in dem sonst Ausstellungen, Pferderennen usw. abgehalten zu werden pflegen. Später wurden wir alle hierher transportiert, in ein großes Zeltlager, das durch Stacheldrahtzäune von der Außenwelt geschieden ist. Über die Behandlung und Verpflegung können wir uns nicht beklagen. Es gereicht mir zur ganz besonderen Freude, Euch mitteilen zu können, daß den jüdischen Kriegsgefangenen die Erlaubnis erteilt wurde, den Jaum Kippur den Traditionen unseres Glaubens gemäß zu feiern. Ein großes Zelt wurde für den Gottesdienst bereitgestellt, und ein junger Rabbiner, Rev. L. Morris, kam speziell von London, um den Gottesdienst zu leiten. Wir waren im ganzen 26 Juden, und Ihr könnt Euch leicht denken, wie wir alle fühlten unter diesen Verhältnissen. Während der Maskir Neschomaus- und Unssane Taukef-Gebete blieb kein Auge trocken. Die Londoner Synagogen-Hauptgemeinde versorgte uns mit Gebetbüchern und Talesim, die wir zum Andenken behalten dürfen.

Ich kann Euch versichern, keiner von uns wird je diesen Jaum Kippur vergessen.

Die wachthabenden Offiziere und alle anderen Gefangenen behandelten uns während des Feiertags mit dem größten Reſpekt, ja mit ganz beſonderer Höflichkeit, und es gereichte mir zur großen Genugtuung, daß zwei jüdiſche Soldaten, die in Frankreich von den engliſchen Truppen zu Kriegsgefangenen gemacht wurden, die Erlaubnis bekamen, in unſer Lager hinüberzukommen, um am Gottesdienſt teilzunehmen. Die Namen ſind B. Seelig aus Vennebeck, Minden, Weſtfalen, und Hermann Baehr aus Haaren, Kreis Büren.

Zum Anbeißen hatten wir Kaffee, Heringe und Butterbrot — ganz wie zu Hauſe — und ſpäter Suppe, Braten, Obſt und eine lang entbehrte Zigarette.

EIN VERFRÜHTES VERSÖHNUNGSFEST.

Brief des Unteroffiziers
Siegfried Rothſchild.

Mit dem Jaum Kippur ging mir's gut. Ich hatte die Idee, derſelbe ſei am Dienstag, und infolgedeſſen aß ich Montag mittag 4 Uhr Wurſt und Schokolade im freien Feld, und abends nach 6 Uhr beim Einrücken trank ich Schokolade und aß einige Stücke zufällig verſchafften Zwetſchenkuchen. Auf den nächſten Tag war früher Abmarſch angeſagt nach einem Ort etwa 10 km entfernt. Statt deſſen wurde erſt gegen 9 Uhr

abmarſchiert mit einem Marſchziel von 15 bis 18 km, die ich auch mit leerem Magen, da die Straßenbeſchaffenheit und die Witterung günſtig waren, gut zurückzulegen gedachte. Als wir jedoch mittags 2 Uhr dort ankamen, wurde abgekocht und um $^1/_2$4 Uhr mehr als 10 km weiter marſchiert. Da ich einmal ſolange gefaſtet hatte, wollte ich wegen der paar Stunden nicht mehr vorzeitig anbeißen; wir marſchierten bis nach 7 Uhr, und ich aß während des Marſches um $^1/_2$7 Uhr etwas Brot und trank aus der Feldflaſche etwas kalten Kaffee. Später im Wald auf der Wache hatte ich dann warmen Kaffee, Biskuit, Sardinen und Wurſt. Einen ſchlimmen Moment hatte ich: Kurz nach 5 Uhr machten wir einen längeren Halt mitten in einem Weinberg; alle um mich herum pflückten mit Wolluſt die reifen Beeren, und hungrig und durſtig wie ich war — es war heiß geworden — hätte ich auch gern ein paar davon genommen. Aber es ging auch ſo. Das Schönſte iſt, daß ich zwei Tage ſpäter aus einer Annonce der Tübinger Chronik erſah, daß nicht Dienstag, ſondern Mittwoch Verſöhnungstag war. Na, ich denke, der liebe Herrgott wird es nicht ſo genau nehmen. Übrigens habe ich auch Sukkaus verlebt, denn die drei Tage im Wald bei . . . habe ich in richtigen Laubhütten zugebracht.

SUKKAUS IN DER FRONT.

H. L., 7. Oktober.

Heute, am erſten Tag Chaulhamoed, war mir durch den Empfang des Tabaks, der Strümpfe und Schokolade, beſonders aber des Bildes der lieben J., eine rechte Jaumtauwfreude beſchieden. In meinem Torniſter liegen nun bereits ſo viele Liebesgaben, daß ich Euch bitten muß, mir vorerſt keine Wäſche zu ſchicken. Am Feſtausgang, geſtern nacht, ſollten wir noch unſeren Extrajaumtauw haben. Es hätte bös ausgehen können, hat aber ב״ה [boruch Haschem] ſehr gut geendet. Ich hatte die ganze Nacht mit einem Dutzend Kameraden Patrouillendienſt. Wir ſollten feſtſtellen, ob die Häuſer des Dorfes am Waldrand von Franzoſen beſetzt waren. Da ſchlichen wir, bis an die Zähne bewaffnet, durch Nacht und Nebel und Baumgeſtrüpp, bis wir, wie die Nachtgeſpenſter, an das erſte Haus heranhuſchten. Es war wirklich beſetzt, aber von Deutſchen. Der deutſche Poſten war nicht übel erſtaunt und erſchrocken, als wir aus der finſteren Nacht heraus ſo drohend vor ihm auftauchten. Dann löſte ſich aber alles in ein helles Lachen auf. Warmen Kaffee gab es dann auch. Wir hatten uns auf andere Bohnen gefaßt gemacht ... Es wäre uns aber auch bitter gegangen, wenn wir eine Nacht früher dieſen Weg gemacht hätten, aber ſo ſind

wir um das Eiſerne Kreuz gekommen. Eine Belohnung ward uns doch, denn wir haben heute Raſt, ſo daß ich Euch dieſen Brief ſchreiben kann.

Vom Sukkausfeſt habe ich doch etwas zu ſpüren bekommen. Wir hatten nämlich förmliche Laubhütten, denn wir lagen an beiden Tagen im Schützengraben, der mit Tannenlaub bedeckt war. Ob unſer verehrter Dajan, Herr P., eine ſolche Sukkoh für koſcher erklärt hätte, bezweifle ich ſehr, aber ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, in der der liebe Gott die „Hütte des Friedens“ über uns alle ausbreitet und es mir vergönnt iſt, in Frieden und Freude auf heimatlicher Erde die heiligen Mizwaus zu halten. Bisher hat mich der liebe Gott geſund und munter erhalten.

Es grüßt Euch herzlich und wünſcht Euch gute Feiertage

Euer M.

EIN SCHABBOSGRUSS.

L. b. M., 14. Oktober.

Juſt zur rechten Zeit, am Simchasthora-Abend, erhielt ich die Schokolade und den „Tatſcher“. Ich hatte nichts mehr als Kommißbrot und hätte auch damit ganz vergnügt meinen Jaumtauw ge-

feiert. Wie oft hat uns auch schon dieses gefehlt! Nun aber war es ein richtiges Simchasthora. Sehr betrübt hat mich nur die Mitteilung vom Tod des Sally Michel und Max Frenkel. Es ist doch merkwürdig, wir wandeln über ganze Leichenfelder und haben uns an den Anblick bereits so gewöhnt, daß er uns nicht mehr aufregt. Die Kunde vom Tod eines Freundes, eines guten Bekannten erschüttert uns aber durch und durch.

Am Scheminiazeres waren wir den ganzen Tag im Wald. Nachts aber durften wir in einer Scheune schlafen und hatten frisches Stroh, ein ganz ungewohntes Wohlleben, das manchem Kameraden zu Kopf gestiegen war . . . Am Simchasthora aber hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, mit noch einigen Kameraden eine französische Patrouille abzuspüren, eventuell abzuschießen. Wir marschierten mit Morgengrauen aus unserer Villa, sonst Kuhstall genannt, und konnten gegen 6 Uhr unser „Jagdgebiet" erreichen. Leider zogen es die Herren Franzosen vor, an diesem Tag nicht zu erscheinen. Gern hätten wir mit ihnen dafür abgerechnet, daß sie unsere Bagage von einem Versteck aus beschossen hatten. Hinter uns auf der Höhe hat inzwischen unsere Artillerie ihre Arbeit begonnen. Sie macht einen solchen Radau, daß es mir schwer fällt, die Sinne zusammenzunehmen, Da ich ihr nicht Ruhe gebieten kann, werde ich den Brief etwas früher

ſchließen. Ich bin in Gedanken immer bei Euch. Wenn Ihr mir Mittwoch einen „Tatſcher“ abſchickt, ſo iſt immer die Ausſicht vorhanden, daß er ſchon am Samstag in meinen Händen iſt. Das iſt immer ein ſchöner Schabbosgruß! Ungeheuer freute ich mich, als ich unter meinen Poſtſachen die Rauſchhaſchonohnummer des „Israelit“ fand und die vielen Neuigkeiten erfuhr, für die ich früher vielleicht gar nicht ſo viel Intereſſe hatte. Und nun gar, da ich meinen eigenen Brief und meine eigenen Erlebniſſe unter dem Strich fand! Die Artillerie will mit ihrer Schießerei nicht aufhören, alſo mag es genug ſein für heute!

Gehabt Euch weiter wohl und haltet gut Schabbos.

Euer M.

AUFGABEN DES JÜDISCHEN FELDGEISTLICHEN.

Aus einem der Berichte des Feldrabbiners Dr. Baeck an den Vorſtand der jüdiſchen Gemeinde, Berlin.

Noyon, 15. Oktober 1914.

Über meine Tätigkeit in der Zeit vom 28. September bis zum 13. Oktober berichte ich ergebenſt:

Am 28. September ſiedelte ich von Allemant

nach Chauny über, um dort die Feier des Verſöhnungstages abzuhalten. Durch die Kommandantur wurde hierfür ein abgegrenzter Teil der Kirche „Notre Dame“ beſtimmt, da alle ſonſtigen größeren Räume der Stadt durch Lazarette und Einquartierungen belegt und alle freien Plätze von den Laſtwagen beſetzt ſind. Ich ſetzte einen zweimaligen Predigtgottesdienſt an, Dienstag, den 29. September $5^1/_2$ Uhr abends und Mittwoch 9 Uhr vormittags. Auf die Bitte der verſammelten Mannſchaften hielt ich dann noch um $4^1/_2$ Uhr einen Nëilagottesdienſt mit Predigt ab.

Alle drei Gottesdienſte waren in gleicher Weiſe von den in Chauny Stehenden, etwa 35 bis 40 Mann, Mannſchaften verſchiedener Dienſtgrade und Ärzten beſucht. Der zur Verfügung geſtellte mittlere Teil der Kirche, abſeits vom Altar und den anderen ſakramentalen Stellen, mit Kerzen beleuchtet, bot einen ſtimmungsvollen Raum. Die Gebete und die Predigten — an die Muſſafpredigt ſchloß ich die Seelenfeier an — ſprach ich von der niedrigen Kanzel aus; vor ihr waren Stühle für die Verſammelten aufgeſtellt. Zu meiner Freude waren in der kleinen Schar auch mehrere Angehörige unſerer Gemeinde. Ich hatte die Empfindung, daß der Tag allen nahetrat; mich, und wohl auch alle anderen hat es beſonders ergriffen, wie in jedem der Gottesdienſte die Sätze des „Owinu Malkenu“ laut nach-

geſprochen wurden, wie am Schluß der Seelenfeier das Kaddiſch von einigen wiederholt wurde und wie am Schluß des Nëilagebetes die Sätze des Glaubensbekenntniſſes den Ausklang bildeten. Erwähnen möchte ich auch, daß vor dem Schlußgottesdienſt der Curé der Kirche, der des Deutſchen etwas kundig iſt, an mich die Bitte richtete, dem Gottesdienſt beiwohnen zu dürfen, und ſich als Andenken dann ein Feldgebetbuch ausbat.

Ich blieb in Chauny eine Woche, um die zahlreichen, dort befindlichen Lazarette, wie auch die der Umgegend zu beſuchen. Chauny, ebenſo Noyon, wo ich mich jetzt befinde, ſind Hauptſammelſtellen für die Verwundeten. Die Wege nach der Umgegend waren mir dort bisweilen erleichtert, da mir an einigen Tagen ein Wagen zur Verfügung geſtellt wurde. Dieſer Beſuch der Lazarette erweiſt ſich als ein ſehr weſentlicher Teil meiner Tätigkeit. Den Verwundeten wird ein Stück Heimat gebracht und ihre Zuverſicht gehoben; ſie fühlen ſich, wie ich oft bemerken konnte, ſchon dadurch aufgerichtet, daß auch zu ihnen, wie zu den Andersgläubigen, ein Seelſorger kommt. Daneben ſteht, daß den Angehörigen der Verwundeten regelmäßig Nachricht gegeben werden kann; ich habe an manchem Tag eine ziemlich umfangreiche Korreſpondenz auszuführen.

In mehreren Fällen habe ich leider auch

Trauernachrichten an Angehörige schicken müssen. Bei den Beerdigungen, bei denen die Toten zumeist in einem Massengrab bestattet werden, habe ich in Gemeinschaft mit dem evangelischen bzw. katholischen Geistlichen am Grabe gesprochen, nachdem ich neben ihnen dem Trauerzug gefolgt war. Ich habe stets den Hinterbliebenen hiervon, wie von dem Ort und der Zeit der Beerdigung, und vorher von den Einzelheiten des Hinscheidens Nachricht gegeben.

Von Chauny begann ich dann eine für längere Zeit berechnete Weiterfahrt, die mich zu den einzelnen Divisionen führen soll. Um näher an die Truppen heranzukommen, hat es sich mir als erforderlich herausgestellt, mich zu den einzelnen Divisionen und Brigaden, soweit möglich, zu begeben. Ich habe die gesamte vergangene Woche dem Beginn dieser Aufgabe gewidmet und je drei Tage bei zwei Divisionen zugebracht. Ich habe zwei kleine Feldgottesdienste im Freien abgehalten und dort, wo die jüdischen Soldaten sich ganz vereinzelt bei einem Truppenteil befinden, diese seelsorgerisch aufgesucht. Daneben habe ich in den Feldlazaretten und Verbandplätzen nach jüdischen Verwundeten Nachfrage gehalten. Diese Kreuz- und Querwege waren mit mancherlei Schwierigkeiten und Strapazen verbunden; manches Dorf, in dem ich Nachtquartier nahm, war durch Granaten fast völlig

zerſtört, und die wenigen Häuſer, die noch ein Dach und einige Fenſter hatten, waren ſelbſtverſtändlich durch die, welche ſtändig zum Truppenteil gehören, bereits vorher beſetzt worden. Aber alle dieſe Mühen wurden durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Truppenführer, ganz beſonders der Generäle und der ſonſtigen höheren Offiziere, erleichtert.

Da den Pferden eine bei dem ungünſtigen Wetter beſonders erforderliche Ruhezeit gewährt werden muß, habe ich mich für einige Tage hierher, nach Noyon, begeben. Ich benutze dieſe Zeit, um die hieſigen fünf Lazarette zu beſuchen; außerdem habe ich für Sonnabend vier Uhr einen Gottesdienſt anſetzen laſſen. An einem der nächſten Tage will ich dann meinen Weg zu den weiteren Diviſionen fortſetzen.

Ich habe noch nicht feſtſtellen können, in welcher Weiſe meine Kollegen, die als Feldprediger einberufen worden ſind, ihre Tätigkeit einrichten. Nur mit einem iſt es mir bisher gelungen, in Verbindung zu treten: dieſer hat, auf Anraten des betr. Oberkommandos, ſeinen dauernden Standplatz in dem Hauptetappenort genommen. Nach den Erfahrungen, die ich bisher gewonnen habe, beſchränkt dies das Gebiet der Tätigkeit völlig. Es iſt, trotz aller Beſchwerlichkeiten, durchaus erforderlich, alle Teile der Armee aufzuſuchen. Nur dadurch iſt es möglich, daß,

wenn auch vielleicht nicht alle, ſo doch viele den perſönlichen Eindruck und die perſönliche Gewißheit davon gewinnen, daß ein Rabbiner unter ihnen iſt. Es iſt ſehr weſentlich, daß die jüdiſchen Soldaten dies erfahren, aber ebenſo auch, daß die Andersgläubigen es wiſſen. Für die Anerkennung des Judentums iſt dies unſtreitig von Bedeutung, und es braucht nicht erſt darauf hingewieſen zu werden, daß jede Anerkennung der Juden doch zuerſt und zuletzt von der Anerkennung des Judentums abhängt. Es iſt auch für die Stellung des jüdiſchen Soldaten wichtig, daß ſeine Religion ſichtbar neben den anderen ſteht.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß nicht alles geſchehen kann, was der Wunſch und der Gedanke des Notwendigen tun möchten. Die jüdiſchen Mannſchaften ſind weithin verſtreut, manches Regiment zählt nur zwei jüdiſche Soldaten; die verhältnismäßig größte Zahl, 17, ſcheint in der Armee, der ich zugeteilt bin, das . . . Regiment zu haben, das ich demnächſt aufſuchen will. Für das Gebiet, das der jüdiſche Feldgeiſtliche zu verwalten hat, ſtehen z. B., nachdem ihre Zahl vor einigen Wochen erheblich vermehrt worden iſt, 40—50 evangeliſche Geiſtliche und eine nicht viel geringere Anzahl katholiſcher im Dienſt. Durch eine geeignetere Organiſation hätte manches beſſer geſtaltet werden können. Aber es iſt ja zu hoffen, daß kein ſpäterer Krieg mehr es ge-

bieten wird, die Erfahrungen dieſes Krieges nutzbar zu machen. Allein auch unter den obwaltenden Verhältniſſen kann hier ſo manche Aufgabe ihren Platz finden.

Ich behalte es mir vor, in meinem nächſten Bericht über den ſehr günſtigen Eindruck, den ich von den jüdiſchen Soldaten gewonnen habe, Mitteilungen zu machen.

Darf ich auch von mir perſönlich mitteilen, daß mein Befinden, auch an ungünſtigen Tagen, ſtets gut war.

DAS EINENDE BAND.

Antwortſchreiben an den Provinzialrabbiner Dr. Bamberger, Hanau, der zu den hohen Feiertagen an die im Felde ſtehenden Angehörigen des ihm unterſtellten Bezirks ſeinen Segenswunſch geſandt hat.

S., 27. Okt. 1914.

Mit Ihrem Brief vom 26. Sept. haben Sie mir eine große Freude bereitet, für die ich Ihnen herzlichſt danke. Leider kam die Sendung erſt vorgeſtern in meinen Beſitz, alſo zu ſpät für den Verſöhnungstag, an welchem Tag ich beſonders

das Gebetbuch gut hätte brauchen können. Es iſt merkwürdig, Sie kennen ja meine religiöſen Anſchauungen und wiſſen, daß ich auf Formen nichts gebe. Und zu dieſen Formen rechne ich auch die herkömmlichen „Gebete“, die ja meiſt keine Gebete, ſondern Betrachtungen ſind. Und doch, je ferner man der Heimat weilt, deſto enger ſchließt man ſich naturgemäß an das an, was einen mit der Heimat verbindet, und das iſt eben wieder die — Form! Man fühlt ſich der Heimat näher, wenn man weiß, daß die daheim zur ſelben Stunde genau dasſelbe tun wie wir. Und ſo habe ich mich auch bemüht, den Verſöhnungstag ſo zu halten, wie ich es von zu Hauſe gewöhnt war. Ich habe gefaſtet und habe im Geiſt den Gottesdienſt daheim der Zeit nach verfolgt. — Gottesdienſt ſelbſt habe ich freilich an jenem Tag nicht gehabt, und doch war ich vielleicht andächtiger als oftmals! Drei Tage nach dem Verſöhnungstag hatten wir hier einen Feldgottesdienſt, veranſtaltet von einem katholiſchen Geiſtlichen. Ich muß ſagen, ich habe nicht leicht eine erhebendere Feier erlebt. Wir Soldaten bildeten ein Viereck um den Geiſtlichen, der ſelbſt vor einem Granatenloch auf einer Wieſe ſtand. Im Hintergrund ſahen die in Brand geſchoſſenen Häuſer von S. zu uns herüber. Der Geiſtliche ließ zuerſt die erſte Strophe des Chorals: Großer Gott, wir loben dich! ſingen und hielt dann eine von Begeiſterung getragene

Anſprache, worin er, ausgehend vom Begriff des Gottesgnadentums, uns aufforderte zur höchſten Pflichterfüllung, und ſchließlich für Kaiſer und Reich, für Fürſt und Volk, für Land und Heer um Sieg und Frieden flehte. Die Feier ſchloß dann wieder mit einer Choralſtrophe.

In Ihrem Brief erwähnten Sie, daß in dieſer Zeit die Fernen einander ſo nahe ſind im Denken und Fühlen. Das iſt wirklich wahr! Ich habe mit meinem Bruder anläßlich des Neujahrsfeſtes korreſpondiert und dabei daran erinnert, wie zeitgemäß eigentlich unſere vor Jahrtauſenden entſtandenen Gebete und Pſalmen ſind. Und denſelben Gedanken finde ich nun in dem zweiten Ihrer ſo zu Herzen gehenden „Gottesdienſtlichen Vorträge“ wieder, welche für mich eine Stunde weihevollen Genuſſes waren. Außer den von Ihnen angegebenen Stellen darf ich hier vielleicht noch auf Pſalm 3 und Pſalm 27 verweiſen. Und gibt es einen ſchöneren und zugleich zeitgemäßeren Wunſch heute als den letzten Satz im Kaddiſch: „Auſeh Scholaum bimraumov, hu jaaſe Scholaum“?

Ihr

Dr. E. W.,
Leutnant d. Reſ.

DAS RELIGIÖSE RÜCKGRAT.

Feldpoſtkarte des Hugo Elkan aus Eſſen, Krankenträger der 3. Komp. Brig. Erſ. Batl. 86 der 8. Erſ. Div., an Rabbiner Dr. Bamberger, Schönlanke.

Bois du four bei Thiancourt in Frankreich.
Im Schützengraben, den 31. 10. 14.
Verteidigungsſtellung Toul-Verdun.

Sehr geehrter Herr Rabbiner!

Soeben wurde mir von meinem Kompagnie-chef, Herrn Oberleutnant Röhrig, eines Ihrer Andachtsbüchlein überreicht. Der Beſitz eines ſolchen hat mich um ſo mehr erfreut, als ich bis jetzt mit einem evangeliſchen Geſangbuch fürlieb nehmen mußte, und es mich ſchon befremdet hatte, daß unſere religiöſe Sache hier im Felde ſo wenig vertreten wurde und mich jetzt vom Gegenteil angenehm überzeugen konnte. Ich möchte es mir deshalb nicht vorenthalten, Euer Ehrwürden zu dieſer willkommenen Gabe eigenhändigſt meinen herzlichen Dank hierdurch zu übermitteln. Ich werde dieſes Büchlein während der Dauer des Krieges ſtets als einen Talisman bei mir tragen. Bildet doch der Beſitz des betreffenden für jeden jüdiſchen Krieger ein gewiſſes religiöſes Rückgrat.

Mit ergebener Hochachtung

Hugo Elkan aus Eſſen a. Ruhr, Krankenträger.

MISSHANDLUNG DER JUDEN IM RUSSISCHEN HEER.

Aus dem Brief eines ungariſchen Landſturm-Feldwebels.

. . . Es iſt unerhört, wie das ruſſiſche Heer mit ſeinen polniſchen und jüdiſchen Soldaten umgeht. Dieſe werden nach den gefährlichſten Punkten geſchickt. So wurden z. B. beim Angriff auf die Feſtung Przemysl zur Erſtürmung der Feſtungsſchanzen nur polniſche und jüdiſche Soldaten verwendet. Als dieſe von unſeren Truppen zurückgeſchlagen wurden, ſind ſie von hinten durch die Maſchinengewehre ihrer eigenen Truppen zum erneuten Angriff gezwungen worden. Alle Gefangenen berichten dies.

Unter den gefallenen Ruſſen iſt auffallend viel jüdiſche und polniſche Mannſchaft. Dieſe werden einfach zur Schlachtbank geführt. Rührende Szenen kann man hier ſehen. Einzelne jüdiſche Soldaten haben vor dem Feſtungsangriff ihren weißen Kittel, den man am Jaum Kippur trägt, angezogen. In ihren Taſchen fand man Briefe, in denen ſie unſere jüdiſchen Sanitätsſoldaten und diejenigen, die ſie beerdigen, bitten, bei ihrer Auffindung und nach ihrer Beerdigung einen Kaddiſch nach ihnen zu ſagen.

Die ruſſiſchen Offiziere benehmen ſich ſehr feige. Bei den Angriffen ſind ſie immer hinten und treiben die kämpfenden Soldaten mit Kautſchuk=ſchlägen in die Feuerlinie.

Rauſchhaſchonoh, Jaum Kippur und Sukkaus haben wir — einzelne, denen ihr Dienſt es ge=ſtattete — wundervoll verlebt. Gottesdienſt haben wir in einer kleinen Bauernſtube eingerichtet. Eine Sefer-Thora bekamen wir aus einer Privat=ſynagoge des benachbarten Przemysl. Einen ſehr guten Vorbeter hatten wir in der Perſon eines ſehr religiöſen Landſturm-Feldwebels. Der Gottes=dienſt wurde in einer ſehr innigen und andächtigen Weiſe gehalten. So viel Perſonen, ſo viele Waffen=gattungen haben daran teilgenommen. Infanteriſt, Huſar, Artilleriſt, öſterreichiſche Landwehr, Ulanen, Dragoner, Sanitäter und zwei Offiziere bildeten das andächtige Publikum. Der Umſtand, daß am Jaum Kippur ein ſehr ſtarker Feſtungsangriff ſtatt=fand und man den ganzen Tag fürchterlichen Kanonendonner hörte, trug noch zur Erhöhung der andächtigen Stimmung bei.

Es ſcheint doch, daß der liebe Gott unſere Gebete erhört hat und unſeren Truppen zum Sieg verhalf.

SOHNESLIEBE.

Die Witwe Levi aus Zweſten, Bezirk Kaſſel, die ſechs Söhne im Feld ſtehen hat, ſtellt uns mit folgenden Zeilen den nachſtehenden Brief zur Verfügung: „Anbei empfangen Sie von mir zwei Briefe von meinem Sohn, bitte Sie aber um Gotteswillen, mir dieſelben wieder zurückzuſenden, denn ich bin eine ganz arme Witwe, wo nur die Briefe meiner Söhne mein Reichtum ſind.“

Ruſſiſch-Polen, 31. Oktober 1914.

Mein liebes, gutes Mutterchen!

Mit tauſend Freuden empfing ich heute Deine beiden Briefe vom 20. und 26. Oktober. Wie ich aus denſelben entnommen habe, geht es Euch allen noch recht gut, und kann ich auch von mir G. ſ. D. das Beſte berichten. Aber, liebe Mutter, Deinen ganzen Briefen nach zu urteilen, kannſt Du Dich gar nicht darüber nausſetzen, daß Du 6 Söhne im Felde haſt. Gewiß iſt es keine Kleinigkeit für eine Mutter von 70 Jahren, noch ſehen zu müſſen, wie ihre ganzen Jungen, ihre einzige Hoffnung und ihre einzige Stütze, im Felde ſtehen. Aber, liebe, gute Mutter! Laſſe Dir das Herz in dieſer ſchweren Stunde nicht ſo ſchwer ſein. Denke doch, wie oft Dir der liebe Gott in den heißeſten Stunden beigeſtanden hat. Und

ſoll er Dich gerade jetzt in dieſer ſchweren Stunde verlaſſen? Nein, ich glaube es nicht. Denke Dir mal die Freude, wenn wir alle ſiegreich zurückkehren. Ach, was können wir Dir da ſo viel Neuigkeiten erzählen. Ja, ganze Bücher könnte man ſchreiben. Eine Freude und Ehre muß es Dir ſein, daß wir alle fürs Vaterland kämpfen können. Und wer das geſehen hat wie ich, wie das Vaterland in Oſtpreußen vom Feinde, von den niederträchtigen Ruſſen, zugerichtet iſt, der kämpft gern, und ſoll man den Tod vor Augen ſehen, ſo ſieht man ihm gern entgegen. Die kleinen Paketchen von Selma habe ich erhalten, das große noch nicht. Wird aber auch in den nächſten Tagen ankommen. Von Klara aus Wolfhagen habe heute zwei Pakete empfangen und von meiner Berta erhalte ich ſehr viel. Dir, liebes Hannachen, danke vielmals für Deine Zigaretten.

Liebe Roſa! Über Moritz brauchſt Du Dich nicht aufzuregen. Wie mir Jeannette ſchrieb, iſt er bei leichter Munitionskolonne. Dann kommt er überhaupt nicht ins Gefecht. Er iſt immer viele, viele Kilometer vom Gefecht entfernt, fährt täglich auf dem Wagen. Ja, faſt bis in die Stube im Quartier. Dann iſt er in Frankreich und iſt es da tauſendmal beſſer als hier in Polen. Lebensmittel ſind dort im Überfluß. Wie es uns hier geht, will ich Euch mal mitteilen. 1. Der Weg!

Die beſten Straßen ſind ſchmutziger und ſchlechter als bei uns in Deutſchland die ſchlechteſten Waldwege. Die Stiefel muß man feſtſchnallen, damit ſelbige nicht im Dreck ſtecken bleiben. 2. Lebensmittel ſind ſehr rar und teuer. Das Pfund Zucker koſtet Mk. 1.—, das Pfund Kaffee Mk. 3.—. Brot iſt Seltenheit. Gern würde man aber den Preis bezahlen, wenn man nur was bekommen könnte. Mit der Kälte iſt es gerade nicht ſo ſchlimm, wie Ihr es Euch vorſtellt. Jedoch ſchlimmer als in Frankreich. Bei Namur iſt es großartig geweſen, denn ich war auch da. Ja ich war ſogar bei der Einnahme von Namur dabei.

Laſſet recht bald etwas von Euch hören und ſeid alle recht herzlich gegrüßt

von Eurem Emil.

DAS EISERNE KREUZ ERSTER KLASSE.

Brief des Unteroffiziers der Reſerve im 48. Infanterieregiment Oskar Brieger, Hohenſalza.

Das Kreuz zweiter Klaſſe erwarb ich mir auf folgende Weiſe: Als wir nach beſchwerlichen Märſchen am 25. Auguſt cr. in Hoffaade ankamen, wurden wir mit fürchterlichem Feuer empngen; die ganze Zivilbevölkerung, einſchließlich

der Frauen, ſchoß unaufhörlich auf uns. Auf dieſe Weiſe ſind viele meiner Kameraden gefallen. Mir ſelbſt wurde Gewehrkolben von einem Franktireur weggeſchoſſen, ſo daß ich nur noch den Lauf in Händen hatte. Um mich etwas zu ſchützen, ſuchte ich an einer Scheune Deckung und ſah bei der Gelegenheit, wie ein belgiſcher Soldat auf unſere Verwundeten ſchoß. Als der Schurke ſein Gewehr wieder laden wollte, rannte ich ihm mein Bajonett ins Herz. Es gelang mir, meine verwundeten Kameraden zu verbinden und aus der Gefechtslinie zu tragen.

Das Kreuz erſter Klaſſe erwarb ich mir ſo: Vom 9. bis 13. September lagen wir in Elevyt fortgeſetzt im Gefecht. Da wir andauernd von ſchwerer Artillerie beſchoſſen wurden, wurde der Verbandplatz in dem Keller eines zweiſtöckigen Hauſes angelegt, auf der anderen Seite der Straße gegenüber dem Schützengraben. Trotzdem auf dem Haus das Rote Kreuz angebracht war, war es das Ziel der feindlichen Granaten. Ich brachte ſechs ſchwerverwundete Kameraden dorthin, die von dem Stabsarzt, Herrn Dr. Laſerſtein aus Berlin, verbunden wurden. Nach der zweiten Granate, welche einſchlug, ſtürzte das Haus in ſich zuſammen und fing an zu brennen. Die ſechs verwundeten Krieger, der Stabsarzt und ſein Aſſiſtent, mehrere Muſiker und Hausbewohner, insgeſamt 32 Perſonen, wurden buchſtäblich be-

graben. Es gelang mir, mich herauszuarbeiten und zu einer bisher nicht geſehenen Tür zu gelangen. Mit einem Stein zerſchlug ich die Füllung und gelangte auf dieſe Weiſe in einen Nebenkeller, welcher ein ſtark vergittertes Fenſter nach der Straße aufwies. Mit aller Kraft wollte ich die Eiſenſtäbe entfernen, jedoch gelang es mir nur, den mittelſten umzubiegen. Ich entfernte meine Kleider und zwängte mich durch das Gitter auf die Straße, um aus unſerem Schützengraben Hilfe zu holen.

Kaum betrat ich die Chauſſee, als eine Granate angeſauſt kam und mich zu unſerem Schützengraben hinüberwarf, wo ich beſinnungslos liegen blieb. Als ich wieder zu mir kam, bat ich einige Kameraden um Unterſtützung; das feindliche Feuer war jedoch ſo furchtbar, daß ſich keiner aus dem Schützengraben herauswagte. Kurz entſchloſſen nahm ich eine Axt und lief ſo ſchnell wie möglich zu dem Haus zurück, um noch zu retten, was zu retten war. Auf dem Weg krepierte wieder einen Meter von mir entfernt eine Granate; doch wurde mir von den Splittern nicht ein Haar gekrümmt. Mit Aufbietung aller Kräfte durchſchlug ich die Wand zum Nebenkeller, und ſo gelang es mir allein, die verwundeten Kameraden, den ſchwerverletzten Arzt und ſämtliche Inſaſſen zu befreien und an einen ſicheren Ort zu geleiten.

„MENSCH SEIN.“

Brief des Gefreiten im Inf.-Reg. . . Martin Feiſt, Frankfurt a. M., der in Frankreich gefallen iſt.

Im Schützengraben bei Andochy,
2. XI. 14, nachmittags.

Meine Lieben!

. . . Ich will in meinem geſtrigen Bericht fortfahren. Die Nacht vom Donnerstag auf Freitag verlief wider Erwarten ruhig. Der Freitag ſelbſt brachte uns etwas Ruhe, und ermattet von den Strapazen, ruhten wir ermüdet in unſeren Gräben. Der Schabbos begann, und wieder hieß es, leiſe ſich von einem Schützengraben zum anderen wiederholend: „Torniſter packen, alles gefechtsbereit, Seitengewehre aufpflanzen.“ Ein Gefühl des Schauerns durchzog mich, als ich auf dieſe Weiſe den Befehl ermittelte: „Heute nacht Sturm.“ Stumm lehnte ich mich an die Brüſtung des Schützengrabens, ſcharf nach vorn auslugend, von wo wir den Feind erwarteten: der volle, eben aufgegangene Mond erleichterte die Aufgabe, das hügelige Gelände zu überſchauen. Ich ſprach mein Maariwgebet, und dann ſchweiften meine Gedanken zurück zu Euch, meine Lieben. Ich ſah Euch vereint um den ſabbathlichen Tiſch,

weihevoll und doch beſimchoh ſchel Mizwoh aufgehend.

Ich dachte an alle Freunde und Verwandte, an ihn vor allem, den teuren Freund, mit dem warmen Herzen und den glühenden Idealen in der Bruſt. Er ging darin auf, ſich immer mehr aufzuringen zu dem Wahren, Schönen und Guten. Er ſollte ſein Ziel nicht erreichen. Fernab von der Heimat traf ihn die Kugel des Feindes und machte ſeinem jungen Leben ein allzu frühes Ende; nichts blieb mir von ihm zurück als die Erinnerung an die frohen und trüben Tage der Jugend, die wir gemeinſam verbrachten. Gottes Ratſchluß iſt unerforſchlich. Und ſo zogen ſtundenlang meine Gedanken. Sie hielten inne, als ich der Entſetzlichkeiten gedachte, die meine Augen geſchaut haben. Ihr Zuhauſegebliebenen, was könnt Ihr von Glück ſagen, daß es Euch erſpart blieb, die Schrecken des Krieges zu erfahren. Könntet Ihr es richtig verſtehen, Ihr Reichen, doppelt würdet Ihr Hand und Herz öffnen, um die Not und das Elend zu lindern, würdet Euch groß als Menſchen und noch größer in Euren Pflichten als Juden zeigen; Ihr würdet verſtehen, daß es in dieſer Zeit doppelt am Platz iſt, zu ſpenden und zu geben. Wohl ſind Euch in dieſem Jahre Einnahmequellen verſiegt, ja vielleicht Verluſte wahrſcheinlich, doch Gott gab Euch ja ſo viele Jahre des Wohlſtands.

Möge auch dieſe Zeit, ſo gingen meine Gedanken weiter, reinigend hineinfahren in unſere Frankfurter Gaſſen, möge man verſtehen lernen, daß man bisher zuviel danach gefragt, wer reich, wer arm iſt. Weg mit der Anbeterei des Reichtums, entfernen wir dieſen Götzen aus unſerem Herzen, und unſer Frankfurt wird ſehen, daß es noch ein Höheres gibt, und das heißt „Menſch ſein“. Möge dieſer große Moment ein großes Geſchlecht finden, möge er uns veranlaſſen, uns ſelbſt zu erziehen, daß wir nach dem Kriege ein Leben mit neuen Begriffen, neuen Vorſtellungen beginnen können.

Der Mond verſchwand hinter inzwiſchen düſter aufgezogenen Wolken, meine Blicke verfolgten ihn, wie er ſich immer wieder durch die Wolken emporzuarbeiten verſuchte. Still und ſchwarz wurde es um mich her, da ſetzte rechts von mir ein heftiges Gewehrfeuer ein, die Kanonen donnerten, Maſchinengewehre ratterten unaufhörlich, der Angriff der Franzoſen begann. Der Morgen fand uns als Sieger; aber manch bravem Kameraden hatte es das Leben gekoſtet.

Den Samstag verbrachten wir in Ruhe. Ich machte abends Hawdoloh mit kaltem Kaffee aus meiner Feldflaſche, einer alten Petroleumfunzel und Zigarre als Beſomim, und ſang dann für mich allein die Semiraus. Das Vertrauen zu Hakodauſch boruchhu begleitet mich von dieſem

Schabbos in die Woche hinaus, er wird mich behüten und beſchützen, und mit ſeiner Hilfe werden wir uns geſund wiederſehen.

Es grüßt Euch alle

Euer Martin.

JÜDISCHES LEBEN IN EINER KLEINEN GARNISON.

Brief des Stabsarztes Dr. Max Sichel, Frankfurt a. M.

Aſchaffenburg, 3. 11. 14.

Lieber Eugen!

Heute ſind es drei Monate, daß ich hier bin. Als ich an jenem Sonntag, während in allen Synagogen die Klagelieder Jeremias ertönten, aus meiner Sommerfriſche nach Hauſe eilte, um tags darauf meinem Geſtellungsbefehl zu folgen, da dachte ich nicht, daß ich drei Monate lang von Kanonendonner und Schützengraben verſchont bliebe. Unvergeßlich ſind mir die erſten Wochen, während welcher ſich in glänzender Weiſe der Aufmarſch vollzog. Wir Sanitätsoffiziere hatten die Aufgabe, die abziehenden Truppen auf ihre Transportfähigkeit zu unterſuchen. Dieſe Tätigkeit begann gleich in der Nacht vom zweiten auf den dritten Mobilmachungstag. Stündlich rückten

neue Mannſchaften heran, die nach ihrer Muſterung und nach einigen anfeuernden Worten des dienſttuenden Offiziers abzogen. Deſſen hätte es nicht bedurft; denn die Stimmung war durchweg gehoben, auch ohne daß der Alkohol, deſſen Verabreichung an allen Bahnhöfen ſtrengſtens unterſagt war, das ſeinige dazu tat. Nur ganz vereinzelt kam es vor, daß der oder jener mit einem wirklich vorhandenen Leiden ſich ſeiner Ehrenpflicht zu entziehen ſuchte.

Das Leben hier ſpielt ſich in dem einer kleinen Garniſon eigenen Rahmen ab. Allabendlich trifft man ſich in einem der wenigen beſſeren Lokale, um die Tagesneuigkeiten zu beſprechen und auf die letzten Telegramme vom Kriegsſchauplatz zu warten. Der Garniſonälteſte, der Major des Bataillons, iſt der Wortführer, um den ſich eine ſtattliche Gruppe von Offizieren und Sanitätsoffizieren ſchart. Allabendlich wird hier Europa verteilt, und es iſt nur verwunderlich, daß die Ruſſen und Franzoſen auch noch ein Teilchen behalten. In einer kleinen Garniſon iſt naturgemäß die Bevölkerung mit den dort ſtationierten Truppen ſchon in Friedenszeit feſt verwachſen. Dieſe Anhänglichkeit iſt begreiflicherweiſe in den gegenwärtigen ſturmbewegten Tagen beſonders groß, und der Ausmarſch des zur Front abziehenden Nachſchubes iſt jedesmal ein Ereignis für die ganze Stadt. Die jüdiſchen Krieger des hieſigen

Bataillons machen einen durchweg günſtigen Eindruck; ſie verkehren zum Teil in dem jüdiſchen Speiſelokal, das manche Vorzüge, aber auch nicht allzu wenige Schattenſeiten hat. In unſerem Lazarett hat ſich der einzige jüdiſche Krankenträger zur Front gemeldet; er iſt deprimiert, daß ſeinem Wunſche nicht ſtattgegeben wurde. In der Synagoge behandelt der Rabbi bei jeder Gelegenheit das zeitgemäße Thema Krieg. Jüngſt ließ er ſich des näheren über die Frage aus, ob der gegenwärtige Krieg derjenige ſei, den die Heilige Schrift für den Vorabend des meſſianiſchen Zeitalters ankündigt; aus dem Fehlen verſchiedener Anzeichen wird dieſe von mancher Seite vertretene Anſchauung verneint. Die überaus wichtige Frage, ob man am Sabbath einen Säbel tragen dürfe, wurde im Hinblick darauf, daß dieſe Waffe nicht das Kriterium eines Schmuckes aufweiſe, ebenfalls negativ beantwortet. Ihm iſt, wie er an einem der letzten Sabbathnachmittage ausführte, zu Ohren gekommen, daß ein jüdiſcher Krieger dem lieben Gott das Vertrauen kündigte, weil ſein Kamerad trotz heißen und inbrünſtigen Flehens von der feindlichen Kugel nicht verſchont geblieben iſt. Ein Kaufmann, meinte der Rabbi geiſtvoll witzelnd, habe doch nicht das Recht, eine Branche zu verurteilen, bloß weil er es in ihr zu nichts gebracht habe. Wenn dem Gebete in jedem Fall die Erfüllung auf dem Fuße folge, gäbe es

kein beſſeres Geſchäft, als recht fleißig die Synagoge zu beſuchen.

Die ranghöheren Sanitätsoffiziere ſind ſamt und ſonders angenehme Vorgeſetzte und zeigen ſich im geſelligen Verkehr als trinkfeſte, bierehrliche Herren, mit Ausnahme des jüdiſchen Stabsarztes; damit dieſer jedoch nicht leer ausgeht, iſt ihm die rote Naſe zu eigen, die dem Alkohol ſicherlich nicht ihr Daſein verdankt. Faſt täglich treffen Verwundete ein, aus deren Erzählungen man ſich eine ungefähre Vorſtellung von den Schrecken machen kann, die der Krieg notwendigerweiſe im Gefolge hat.

Unter den letzten Ankömmlingen befanden ſich zwei Kriegsfreiwillige von 20 und 18 Jahren; der erſtere, ein Juriſt, Großſtadtjude, war kaum acht Tage im Feld, als er mit zerſchmettertem Bein zurücktransportiert werden mußte; der andere hat die Sprache verloren vor Schreck über den Tod ſeines Zwillingsbruders, der, von einer feindlichen Kugel getroffen, neben ihm fiel. Der Todesverachtung, mit der unſere Mannſchaften im Feld gegen den Feind vorgehen, würdig, iſt ihr Verhalten auf ihrem Kranken- und Schmerzenslager; kaum daß ein ärztlicher Eingriff den Vielgeprüften ein Stöhnen entlockt.

Nun leb wohl und ſei herzlich gegrüßt von Deinem

Max.

„SO EIN BISSCHEN FRANZÖSISCH . . .“

B.-H., 4. November.

. . . In G. war es am שבת חהמ״ם [Schabbos Chaulhamoed Sukkaus], unsere Kolonne war nachmittags 4 Uhr eingerückt, und da wir außer einer kleinen Abteilung eines Telegraphenbataillons das einzige Militär am Platz waren, wurde unser Kolonnenführer Oberleutnant W. durch Befehl zum Platzkommandanten ernannt. Wir hatten eben unsere Pferde eingestellt und besorgt und wollten gerade zum Essen gehen — wir waren früh 7 Uhr von S. aufgebrochen und hatten daher gehörigen Appetit —, als es plötzlich hieß: „Antreten!“ und zwar feldmarschmäßig mit aufgepflanztem Bajonett! Unser Herr Oberleutnant trat vor die Kolonne und eröffnete uns, er habe soeben den Befehl erhalten, sämtliche noch anwesenden Einwohner des Dorfes zu verhaften und im Schulhaus zu internieren. Krieg ist Krieg, mußte man sich sagen. Allein so glatt ging die Internierung natürlich nicht ab. Wenn auch die meisten der armen Leute unter Weinen und Schluchzen ihr Haus, Hab und Gut verließen und uns gutwillig folgten, so waren andere, die sich den Grund dieser strengen Maßnahmen nicht erklären konnten, widerspenstig und weigerten sich anfänglich mitzugehen. Ich, sowie mein jüdischer Kamerad, wir mußten mit unserem biß-

chen „Französisch“ unsere ganze Überredungskunst aufwenden, den Leuten die Situation und das Zwecklose ihrer Weigerung klarzumachen, andererseits unsere Herren Kameraden auf deutsch davon zurückzuhalten, Gewalt anzuwenden. So haben wir das Gefühl, ein gutes Werk getan und schweres Unheil von den Leuten abgewendet zu haben . . . Nach fast eineinhalbstündiger Arbeit waren alle Häuser, Scheunen und Ställe des Dorfes durchsucht und sämtliche Einwohner im Schulhaus interniert. Ein Zimmer wurde als Wachtlokal bestimmt, und ich mußte als Dolmetscher auf die Wache ziehen. So hatte ich Gelegenheit, die הושענה רבא [Hauschanoh rabbo]-Nacht auch „wachend“ zu verbringen. Denn zum Schlafen kam ich in dieser Nacht in der Tat nicht, kaum zum „Lernen“. Aber sie entbehrte auch nicht der humoristischen Zwischenfälle. Tausenderlei Wünsche hatten die Verhafteten, und jedesmal, wenn einer oder eine das Zimmer verließ, mußte der Posten das im Wachtlokal melden, damit ich die Leute nach ihrem Begehr fragen konnte. Dieser wollte sein Vieh füttern, eine andere die Kühe melken, damit sie Milch für ihre kleinen Kinder hatte, die hatten noch Betten nötig, andere hatten Teller, Messer, Gabel usw. vergessen, immer mußte einer von der Wache mit aufgepflanztem Bajonett zur Begleitung mit. Leicht war die Sache für mich nicht, es gab da häufig Mißverständnisse

oder überhaupt Unverstandensein. So hatte eine ältere Frau ihr künstliches Gebiß zu Hause liegen lassen und konnte infolgedessen nicht essen. Bis ich das heraus hatte, war eine harte Arbeit. Ferner hatte eine Familie sich für den Abend schon einen Kaninchenbraten gerichtet, und der brotzelte daheim auf dem Herd. Nun heißt das Kaninchen auf französisch „lapin“, das wußte ich natürlich nicht. Ich wußte nur, daß „le pain“ das Brot heißt, nun können Sie sich denken, welches Stück Arbeit es für mich war, bis ich heraus=bekam, was die Leute eigentlich mit ihrem „Brot“ wollten.

Schwierig war auch die Verständigung mit einer Familie, deren Kuh, ausgerechnet an diesem Abend, einem freudigen Ereignis entgegensah. Ein Urlaub von eineinhalb bis zwei Stunden wurde für diesen feierlichen Akt gewährt. Vier Leute waren zu diesem Geschäft nötig und zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett — ich als Dolmetscher darunter — mußten zur Begleitung mit. So hatte ich auch den darauffolgenden Tag in G. viel Arbeit, und ich war froh, als wir am שמיני עצרת [Scheminiazeres]-Morgen weitere 25 km nach V. vorrückten. Hier auf dem Weg trafen wir wieder ganze Züge von Emigranten, die aus Furcht vor den „Prussiens“ Haus und Hof ver=lassen hatten, und nun wohl eine bessere Meinung vom Feind erhalten haben und in ihre Wohnungen

zurückkehren wollten. Namenloses Unglück, Elend und Armut hat Frankreich durch diesen mutwilligen Krieg, den diese Ärmsten ebensowenig wollten, wie wir ihn wünschten, über sein Volk gebracht. Hier in B. liegen wir jetzt zwei Tage, unsere Pferde haben wir in dem großen Anwesen eines anscheinend sehr reichen Zuckerrübenbauers Monsieur Secret, der natürlich dummerweise, wie die meisten wohlhabenden Leute, „parti“ ist, eingestellt. In einer Remise seines Gehöftes fanden wir eine komplette Äpfelmahl- und -preßmaschine, wie sie moderner und praktischer kein Sachsenhäuser „Eppelweinverzapper“ besitzen kann. Dieses Monstrum wurde von den Kameraden mit ungeheurem Jubel begrüßt. Zwei große Säcke voll Äpfel waren innerhalb zehn Minuten zusammengebracht, und nun ging das Mahlen und Preſſen der Äpfel los. Innerhalb einer Stunde hatten wir einen großen Zuber voll „Süßen“, mit dem A. Rackles, Gebr. Freyeisen oder irgendein anderer Sachsenhäuser Äpfelweinproduzent Ehre eingelegt haben würde. Wofür ich bei der „schönen Müllerin“ auf dem Baumweg sonst 15 Pf. per Schoppen bezahlen muß, das hatte ich hier umsonst und hatte dabei noch die Genugtuung, selbst an dem köstlichen Gebräu mitgearbeitet zu haben. Nur fehlten mir beim „Süßen“ diesmal die lieben Frankfurter Freunde, die sonst mit mir sitzen, und die mir, soweit sie nicht selbst im Feld sind, erst jüngst

einen Kartengruß vom „Süßen“ ſandten. Dafür aber waren meine hieſigen Kameraden um ſo mehr bei der Sache, und ich verſchwand beizeiten. Sie ſehen, auch an luſtigen Epiſoden fehlt es im Krieg nicht. Ich könnte noch manches andere zum beſten geben, doch ich tue das ſpäter lieber mündlich. Es grüßt Sie herzlichſt

Ihr A.

AUF FELDWACHE AN DER GRENZE.

Rußland, den 4. 11. 1914.

Lieber Schwabauch!

Beſten Dank für Deine Poſtkarte vom 27. Oktober. Heute habe ich Dir allerhand Neues zu erzählen. Alſo, zuerſt einmal nehme ich Deine Gratulation zu meiner Beförderung zum Offizierſtellvertreter entgegen; vorerſt allerdings iſt das ein Titel ohne Mittel, da ich überzählig bin und daher Feldwebellöhnung beziehe. Sonſt aber trägt mir die Beförderung manche Annehmlichkeit ein. Das Schönſte an der Geſchichte iſt, daß ich ſelbſtändigere Aufgaben übertragen bekomme. Augenblicklich habe ich eine Feldwache hart an der Grenze inne; es unterſtehen mir 64 Mann und 4 Unteroffiziere. An meinem Fenſter führt eine jener ſchlecht gebauten und ſchlecht unterhaltenen Straßen vorbei, auf der täglich eine

große Anzahl von Fuhrwerken, hauptsächlich mit Getreide beladen, der nahen Grenze zurollt. Die Gestalten auf und bei den Fuhrwerken erinnern einen mit ihren dicken Schafspelzen und hohen schwarzen Pelzmützen immer wieder daran, daß man nicht mehr auf deutschem Boden ist.

Aber auch sonst ist das Leben etwas aus der gewöhnlichen Bahn gerissen. Man schläft des Nachts vollständig bekleidet, mit Stiefeln, die elektrische Lampe vor der Brust und den Browning an der Seite. Ich habe mich schnell daran gewöhnt, und da ich von dem Besitzer des Hauses ein gutes Bett mit reinlichen Linnen (Du wirst denken: mit den Stiefeln) bekommen habe, russele (terminus technicus militaris) ich großartig. Nur manchmal summt das Telephon neben mir, um mir eine Meldung oder einen Befehl von der Kompagnie zu übermitteln.

Mindestens einmal jede Nacht revidiere ich den Posten und die Leute. Bis gestern pfiff ein tüchtiger Herbstwind über das Land, und man verließ nicht gern seine sturmsichere Bude. Letzte Nacht aber war es windstill und eine wunderbar helle Mondnacht, so daß man das Vorgelände gut übersehen konnte, Meine Kerle scheinen gut aufzupassen. Bei jeder Instruktion predige ich nur immer wieder: Wenn was kommt, dann möglichst so nahe heranlassen, daß wir die Bande auch zu fassen kriegen. — Jeden Morgen statte ich

meinen Unteroffizierposten einen Besuch ab; der eine ist in einem polnischen Bauernhaus, auffallend durch seinen Schmutz, untergebracht. Der andere haust in einem kleinen Wäldchen in zwei selbstgezimmerten Hütten, die in die Erde hineingegraben sind. Lage, Luft, Wasser usw. lassen den Platz auch für ein Landheim geeignet erscheinen; nur ein bißchen weit ab.

Mein Wirt, der Besitzer einer Dampfsägemühle, die aber jetzt stillsteht, heißt Rebbe und ist das, was man auf deutsch einen bekoweten Juden heißt. War das eine Freude, als ich mich als ein Stammesgenosse entpuppte, mit welcher Herzlichkeit wurde ich da aufgenommen, welche Genugtuung für sie, mir all ihr Hoffen und Bangen ausschütten zu können, und welche Freude für mich, mit ihnen des Abends an einem Tisch zu sitzen und mich so ein bißchen wie daheim zu fühlen. Bei uns im Westen stehen auch die bessergestellten polnischen Juden in schlechtem Geruch; sie scheinen uns anmaßend und aufdringlich. Doch wie anders ist es, wenn man sie in ihrem eigenen Milieu kennen lernt. Da pulsiert noch ein mit sich zufriedenes jüdisches Leben, mit einem reichen, in sich geschlossenen jüdischen Inhalt. Die jüdische Note, die wir auf unseren Heimabenden zu finden suchten, ist hier vorhanden. Ich wünschte, daß ihnen ein gnädiges Geschick die Freiheit und damit eine große Entwicklungsmöglichkeit und Auf-

ſchwungkraft gibt und ſie auch weiterhin in ihrem Judentum eine Erfüllung und Hoffnung ſehen läßt.

Geſtern Abend vergaßen die Leute einmal ihre Angſt, und zwei Mädels, von denen die eine wegen ihres fein ausgeprägten jüdiſchen Typus unter den Offizieren als die „ſchöne Jüdin“ bekannt iſt, ſangen mit den Brüdern altbekannte und für mich neue jiddiſche Volkslieder und Freiheits=geſänge, und ich bedaure nur, daß ich Euch keins davon mitbringen kann. Ein kleiner zweijähriger Bengel mit einem einnehmenden Kindergeſicht hat ſchon ein bißchen Melodie und Text von „Deutſchland, Deutſchland über alles“ heraus und mußte es zu meinem Gaudium zum beſten geben. Augenblicklich ſtudiert er an „Die Veiglein im Walde“ uſw., das die erwachſeneren Geſchwiſter von den durchziehenden Soldaten ſchon abgehört haben. Zum Schluß ſang uns der Kleine dann noch ein jüdiſches Wiegenlied, und dann mußte er ins Bett.

Wir ſaßen noch lange beiſammen, und ich werde dieſen „Heimabend“ in Feindesland nicht vergeſſen.

Leb wohl.

Schalom und herzliche Grüße

Dein

Wertheim.

EIN JUNGER RABBINER — RITTER DES EISERNEN KREUZES.

Brief des Oberarztes Dr. N. an den Iſraelitiſchen Jugendbund, Lörrach:

Vor Ypern, 21. November 1914.

Soeben erhalte ich das Liebesgabenpaket vom 21. Oktober. Durch die Sendung war ich ebenſo überraſcht als erfreut.

Wie ich ſehe, vergißt der Jugendbund auch ſeine Mitglieder im Feld nicht. Ich bin aber auch überzeugt, daß jeder einzelne das Möglichſte tun wird, ſeinem Verein zum Stolz zu gereichen.

Es wird uns Juden ſpäter niemand nachſagen können, daß wir feige in dieſen ſchweren Kampf gezogen ſind. Geſtern erſt erzählte mir ein Major, daß das erſte Eiſerne Kreuz im Bataillon ein junger Rabbiner aus Straßburg bekam, der dazu einſtimmig von ſeiner Kompagnie vorgeſchlagen wurde.

Ein jüdiſcher Freund von mir, ein Unteroffizier aus Mülhauſen, bekam nicht nur das Eiſerne Kreuz zweiter, ſondern auch erſter Klaſſe. Eine ſolche Auszeichnung bekommt der gemeine Mann bzw. der Unteroffizier nur für außerordentliche Heldentaten.

Auch unſer Jugendbund hat durch ſein Wirken ſeine Mitglieder zu Männern erzogen, die ſich ihrer Pflichten ihrem Vaterland gegenüber bewußt ſind.

In dieſem Sinn nochmals beſten Dank für die ſchönen zugeſandten Dinge.

Mit beſtem Gruß

Dr. N., Oberarzt.

DER KOSCHERE GÄNSEBRATEN.

... Auf dem weiteren Marſch hielt ich nochmals einen ruſſiſchen Bauernwagen an und erſtand eine weitere Gans, leider hatte ich keine 25 Pf.-Stücke, es hätte mir auch wenig genützt, denn der Jude erkannte mich als Glaubensgenoſſen und verlangte drei Mark, mit zwei Mark wurden wir handelseinig. Schnell wurde es wie ein Laufeuer durch die Kolonne bekannt: A. hat zwei Gänſe ergattert, und ſchon höre ich im Galopp unſeren Oberleutnant nahen. „A.," ſchreit der Ober ſchon auf 30 m Entfernung, „wo ſind die Bieſter?" An den Füßen hoch erhoben präſentiere ich ihm die Weißgefiederten, und freudig wünſcht er im Bunde der Dritte zu ſein, als Zweiter der Wachtmeiſter, die Kolonnenmutter.

Beim nächſten Halt faſſen wir einen Juden, und drei Minuten ſpäter ſind die Kapitolverräter

ſtreng rituell geſchächtet. Beim Einmarſch in unſer Ziel Olkusz wird auf Befehl des Oberleutnants für mich Quartier gemacht, und ich muß für den Gänſebraten ſorgen. Ich fand auch bald eine gute jüdiſche Familie, die ſich freute, daß auch ich ein Jude bin, und als ich ſagte, daß ſieben Juden mit mir gekommen ſind, da war der Freundſchaftsbund geſchloſſen.

Aber mein Gott, wie ſah es in der Küche aus: Salon, Wohn-, Schlafzimmer, Schneiderwerkſtatt und Küche, alles war eins. Ein Zimmer mit einem Bett war vermietet. Na, auf dem Herd machte ich ſchnell Ordnung, und das war kein leichtes, denn die Familie beſtand aus 14 Köpfen, das Kleinſte war fünf Monate alt, und ſo ging es in die Höhe bis 21 Jahre. Die Frau ſtand in dem Renommee, eine famoſe Köchin zu ſein, nach dem Grundſatz, die Liebe geht durch den Magen, und dieſe Deviſe hatte ſich der Gatte als ſein Motiv zu eigen gemacht. Die Federn und das Jung überließ ich der Köchin, nur die zwei Mägen habe ich mir ausbedungen.

Abends neun Uhr war Diner angeſagt, und pünktlich verſammelten ſich acht Unteroffiziere, fünf Gefreite und der Herr Oberleutnant an der Spitze. Das vermietete Zimmer wurde ſchnell zu dieſem Zweck ausgeräumt und der Tiſch ſchön dekoriert, dabei herausgeholt aus den Schränken, daß den Leuten nur ſo angſt wurde. Unſer Ober-

leutnant war ganz paff, wie ich mich mit allem ſo zurechtfand und kam von einer Überraſchung in die andere, er fand im Moment keine Worte, ſagte aber „Ah, ah“ und ſchüttelte den Kopf. Er ließ 30 Bierflaſchen, der Wachtmeiſter 10 anfahren.

Schnell hatten die beiden hübſchen Töchter den Hals und die Hände gewaſchen, denn das war dringend notwendig — Reinlichkeit iſt hier ſehr verpönt! — weiße Schürzen umgebunden und mit Servieren begonnen. Beim Oberleutnant mit zwei Platten angefangen und links und rechts weitergegeben. Alles hatte glänzend geklappt, und die Stimmung war entzückend. Die Beilage beſtand aus Salzkartoffeln, die beim Anrichten mit heißem Gänſeſchmalz übergoſſen wurden, dazu noch einige Salzgurken, alſo ein gutes Friedenseſſen im größten Kriegsgetümmel in Feindesland, denn knapp 5 km vom Quartier entfernt war am Tag vorher eine Koſakenpatrouille abgeſchoſſen worden.

DER VERBANDPLATZ IM GRANATFEUER.

Brief des Dr. Max Kirſchner, Sohn des Profeſſors Kirſchner, des erſten Kantors der israelitiſchen Kultusgemeinde in München.

Mein Telegramm wird wohl längſt in Eurem Beſitz ſein, wenn dieſer Brief bei Euch eintrifft.

Ich muß Euch aber doch Näheres über meine Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz erzählen. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als mir der Hauptmann gestern mitteilte, er habe mich für eine Dekoration vorgeschlagen, und zwar, nachdem er sich mit allen Offizieren besprochen hatte, und diese ihm einstimmig beigepflichtet hatten. Groß war meine Überraschung, als am Abend die Dekorationen ankamen, für mich ein Eisernes Kreuz, die ehrendste und erhabenste Auszeichnung, die einem Soldaten zuteil werden kann. Ein Orden, vor dem ich immer eine Scheu und Verehrung hatte, und den sollte ich tragen. Ich stand als Erster auf der Vorschlagsliste der Kompagnie; den Orden erhielten noch der Hauptmann, der älteste Leutnant und drei Unteroffiziere. Ich war eigentlich beschämt; denn ich hatte immer das Gefühl, nie mehr als meine Pflicht getan zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich Euch die Ereignisse erzählte, für die ich nun so ehrenvoll bedacht wurde; denn diesen Orden erhielt ich, was besonders betont wurde, als ganz persönliche Auszeichnung. Von dem blutigen schrecklichen Tag, dem 25. August, schrieb ich Euch. Daß ich allein im Wald über drei Stunden im Granatfeuer einen Verbandplatz unterhielt, ca. 100 Verwundete versorgte, alle von fremden Regimentern, deren Ärzte nicht zugegen waren, — das war die erste Veranlassung. Dann wurde der Vorschlag noch damit begründet,

daß ich bei der Ankunft in dem Höllenneſt . . . in finſterer Nacht mit einer Patrouille ins verlaſſene Dorf durch die brennenden Straßen ging, ſechs verwundete Franzoſen in einem Haus verband, ſie von dort entfernen ließ, da dies Haus auch vom Feuer ergriffen wurde, und ſo zur Rettung dieſer Leute beitragen konnte. All dies empfand ich als nichts Beſonderes, aber es genügte der Diviſion, mir das Eiſerne Kreuz zuzuerkennen. Beſondere Befriedigung gewährte mir auch die Freude, mit der die Offiziere mir neidlos die Dekoration gönnen, und meinen Ablehnungsverſuchen die Verſicherung entgegenſetzten, daß ich mit vollſter Berechtigung das Zeichen tragen dürfe. Als ein Beweis des Einvernehmens kann ich wohl anführen, daß wir uns geſtern abend alle geduzt haben, nachdem oder trotzdem ich am Tag vorher zum erſten Mal eigentlich von meiner Religion oſtentativ geſprochen hatte. Alſo immer ein ſchönes Zeichen des Zuſammenhaltens und treuer Kameradſchaft.

DIE WELTLITERATUR IM JARGON.

Skodnicki Duze bei Lodz, den 29. 11. 14.

Meine ſehr Lieben!

Heute iſt es mir möglich, Euch mal etwas ausführlicher zu ſchreiben. Geſtern kam nach faſt

drei Wochen endlich wieder Poſt, u. a. ein Bild der lieben Ida mit Hannahlein, einfach ſüß, eine Karte von Alfred vom 4. 11., eine Karte der lieben Mutter vom 14. 11., zwei Kartons von Käthe. Beſten Dank hierfür. Bis jetzt ſind zwei Paketwaggons durch Kolonnen für unſer Korps gekommen. Drei Waggons ſtehen noch in Kruſchwitz mit Paketen. Funktionieren tut die Poſt noch immer miſerabel. Ich hatte allerdings Glück, indem ich geſtern von der lieben Ida einen Brief vom 2. 11. erhielt. Johannisburg muß jetzt ſehr übel ausſehen. Anfang November waren wieder die Ruſſen dort und haben übel gehauſt. Sogar Schenks flüchteten nach Königsberg. Von unſerer Wohnung und unſeren Sachen werden wir wohl nichts mehr vorfinden. Doch das iſt ſchon alles gut, wenn wir uns nur alle geſund und wohl wiederſehen werden!

30. 11. 14.

Geſtern ging uns unſere Azetylenlampe aus, daher ſchreibe ich heute weiter. Ihr habt Euch gefreut, daß ich immer noch Gelegenheit finde, meine religiöſen Bedürfniſſe zu befriedigen. Wer nicht gerade mit geſchloſſenen Augen durch Polen zieht, kann nicht achtlos an unſeren Glaubensgenoſſen vorübergehen. Vorigen Donnerstag z. B. in . . ſprach ich einen Glaubensgenoſſen an und fragte, wie ich es immer tue, ob ich

dort koſcher eſſen könnte. Alſo begab er ſich zum erſten Vorſteher der jüdiſchen Gemeinde. Dieſer, ein feingebildeter, in jüdiſchen wie in profanen Wiſſenſchaften wohlbewanderter Mann, kam ſofort zu uns ins Quartier und bat mich zu ſich. Quartier konnte ich nicht von ihm annehmen, wohl aber Abendeſſen, und ich verlebte einige anregende Stunden in dieſem Haus. Ein Sohn iſt Bildhauer, ſtudiert in Paris, die Tochter in Berlin Muſik. Nette, junge Menſchen, die dem Glauben ihrer Väter treu anhängen, dabei durchaus modern und fein durchgebildet ſind. Das findet man in Polen überhaupt viel, den Drang nach Fortbildung. So ſchrieb ich Euch doch gelegentlich, daß ich in Südpolen in einem kleinen Neſt, Tſchedlowitz, bei einfachen Leuten junge Männer und Mädchen traf, die die Weltliteratur im Jargon beſaßen und genau über Shakeſpeare, Ibſen, Schiller, Goethe, Leſſing uſw. Beſcheid wußten. Viele ſind Zioniſten. Jeder unſerer Glaubensgenoſſen erzählt uns dasſelbe: von der Not, die ſie durch die Ruſſen erleiden. Die Polen denunzieren die Juden, die ſie mit Deutſchen identifizieren. Die Polen bemalen ihre Häuſer mit weißen Kreuzen und ſtellen Heiligenbilder ins Fenſter, damit ſie gleich als Nichtjuden kenntlich ſind. Unſere Leute haben aber die Polen längſt erkannt, und ſpeziell meine Kompagnie iſt durch mich genügend aufgeklärt.

Am Sonnabend vormittag hatte ich in meinem Zimmer eine große Sprechſtunde, natürlich unentgeltlich. Über vierzig Kranke, mit Anhang, konſultierten mich. Außerdem machte ich noch einige Beſuche. Große Freude in der Stadt. Und ich hatte meine Befriedigung. Aber auch ſonſt kann man helfen und nützen.

So, nun habt Ihr wieder mal einen Brief von mir gehabt und auf dieſe Weiſe nicht die ſchlechteſte Seite des Kriegslebens kennen gelernt.

DIE MIKWAH ALS BADEANSTALT FÜR SOLDATEN.

Im Felde, den 3. Dezember 1914.

Lieber Kurt!

Seit drei Tagen bin ich nun beim Lazarett in W. in Ruſſiſch-Polen; der Grund war Bronchialkatarrh, doch befinde ich mich bereits auf dem Wege der Beſſerung und hoffe, bald wieder zur Kompagnie zurückkehren zu können . . . Hier im Orte ſind unter 12000 Einwohnern zirka 4000 bis 5000 Juden, die vorzugsweiſe Handel und Reſtaurationen betreiben. Ich habe mich beim Herrn Rabbiner einquartiert und kann ſomit manchen Blick in das Leben unſerer Stammesgenoſſen werfen.

Geſtern nahm ich ſeit vielen Wochen zum erſten Male ein Bad; nicht anderswo konnte ich ein ſolches finden als in der Mikwah. Es war aber ein tadelloſes Wannenbad, das wunderbar erfriſchte. Neben der Mikwah befindet ſich das Bes hamidraſch, wo eine Art von Jeſchiwah gehalten wird. — Zu Hauſe, d. h. beim Rabbiner, wird Schaß gelernt, der bekannte Tonfall wird mir lange im Gedächtnis bleiben. Eine eigenartige Tafelmuſik zu den guten und billigen Mahlzeiten. Geſtern habe ich zum erſten Male von der eigenartigen, aber wohlſchmeckenden Brühe „Borſcht“ gekoſtet. Heute, Donnerstag, macht man überall „reine“ für Schabbos. So ſieht man in wenig Tagen genug Jüdiſches. Wenn ich mich nicht ſo ſehr freute, daß ich bald wieder zur Front zurück kann, würde ich bedauern, den Schabbos hier nicht verbringen zu können. In kurzer Zeit iſt Chanukah. Laß Dir's gut gehen und gedenke unſerer neuen Makkabim in Erez Israel.

Mit herzlichſten Grüßen an Dich, ... an den Jüdiſchen Verlag und die „Sächſiſche Straße“ überhaupt

Dein

Theo Harburger.

MAKKABÄERBLUT.

6. Dez. 14.

Das mir gütigſt zugeſandte Paket hat mich freudig überraſcht, ich ſage hiermit der Jüdiſchen Turnerſchaft ſowie der dritten Frauenabteilung für den extra beigelegten Ohrenſchützer meinen herzlichſten Dank.

Das beigefügte Schreiben habe ich ebenfalls mit großem Intereſſe geleſen; das für uns ſo erhebende Chanukahfeſt wird dieſes Jahr jeder von uns mehr empfinden als ſonſt.

Mit Freude können wir konſtatieren, daß das Makkabäerblut noch in unſern Adern rollt, und bis zum letzten Atemzug wird ein jeder ſeine Pflicht und Schuldigkeit tun und kämpfen. Wenn auch mancher von uns nicht mehr wiederkehren wird, ſo iſt das Blut in dieſem Krieg auch für uns nicht umſonſt gefloſſen, und der Geiſt wird neu auferſtehen. Ich ſelbſt freue mich, mitteilen zu können, daß ich ſchon feſt im Feuer geſtanden habe, und ſollte es Gottes Wille ſein, daß ich falle, ſo habe ich nur den Wunſch, ſo lange mitkämpfen zu können, bis die allerletzte Schlacht in dieſem Krieg vorüber iſt.

Ich würde mich freuen, von der Turnerſchaft von Zeit zu Zeit einen allgemeinen Bericht zu erhalten.

Mit treujüdiſchem Turnergruß verbleibe ich, indem ich noch allen lieben Turnbrüdern und Turnſchweſtern ein kräftiges Hedad zurufe

Ihr

Guſtav Wolfermann.

In Ermangelung von Tinte und Feder mußte ich den Brief mit Bleiſtift ſchreiben, bitte daher um Entſchuldigung, auch habe ich keinen Tiſch, ſondern muß den Erdboden benutzen.

Mit wiederholtem Gruß

D. U.

JUDAS KAMPF.

Brief des Landwehrmanns Alfred Weil, Landwehr-Inf.-Regt. 53.

Departement Oiſe, 7. Dez. 1914.
19. Kislew 5675.

Lieber Blau-Weiß!

Es freute mich ſehr, durch meinen lieben Wanderbruder Dr. Simon von der regen Weiterentwicklung unſerer idealen Beſtrebungen zu hören; ich wünſche auch fernerhin von ganzem Herzen, daß wir jeden Tag unſerem Ziel näherkommen. Wenn wir auch im Verlauf des jetzigen Krieges ſo manchen herben Verluſt durch den

Heldentod von lieben Wanderbrüdern wahrſcheinlich zu beklagen haben werden, ſo müſſen eben die übrigen, an deren guten Willen ich keinen Augenblick zweifle, doppelte Kraft einſetzen.

Nachſtehend gebe ich Euch ein kleines Bild von einem jüdiſchen Feldgottesdienſt, dem ich vorgeſtern, Schabbos nachmittag 3 Uhr, zuſammen mit 30 anderen Kameraden in einem eigens dafür hergerichteten Schulzimmer beiwohnte. Das Pult war mit einem weißen Tuch bedeckt, und davor ſtand eine Gewehrpyramide, die von Blumentöpfen mit niedlichen Zimmerpflanzen umgeben war. Abgehalten wurde der Gottesdienſt durch einen ſehr netten, als Feldprediger uniformierten Berliner Rabbiner. Anlehnend an den an dieſem Tag in allen Synagogen vorgeleſenen Thoraabſchnitt, 1. Buch Moſe Kap. 32, beſprach er in eingehender Weiſe, daß auch Jakob lange Jahre mit Gott und den Menſchen geduldig kämpfte und zum Schluß, nachdem er von Gott mit dem Namen Israel geſegnet war, den Sieg davontrug. So ſollen auch wir den uns von unſeren Feinden aufgezwungenen Krieg und die damit verbundenen Opfer, Entbehrungen und Strapazen mit Geduld und Ausdauer ertragen, da unſer gerechter Kampf ſchließlich zum Sieg bzw. dauernden Frieden, um den Deutſchland eigentlich kämpft, führen muß. Wir Juden müſſen ſchon ſeit Jahrhunderten gegen die Lügen und

Verleumdungen, die ſtets über uns und unſeren Glauben verbreitet wurden, ankämpfen, und nun muß Deutſchland wohl nur für kürzere Zeit gegen die lügneriſche ausländiſche Preſſe denſelben Kampf beſtehen. An uns Juden, die wir ſtets um unſerer Exiſtenz willen mehr als unſere Pflicht zu erfüllen haben, liegt es jetzt, durch äußerſte Pflichterfüllung und Selbſtloſigkeit unſere ſpätere Lage zu verbeſſern, wozu jeder einzelne von uns unter Anſtrengung aller Kräfte gern beitragen wird.

Im Anſchluß an die ſehr ergreifende Rede verrichteten wir mit tiefer Inbrunſt unſer Minchah-gebet und beteten für die auf dem Feld der Ehre gefallenen Brüder Kaddiſch. Eine beſondere Weihe erhielt unſer Gottesdienſt durch das Geräuſch der in unſerer Nähe platzenden feindlichen Artilleriegeſchoſſe, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Zum Schluß ſchrieben wir in das Notizbuch des Feldpredigers nach Schabbosſchluß unſere und unſerer Angehörigen Adreſſe und verabſchiedeten uns auf ebenſo herzliche wie kameradſchaftliche Weiſe von ihm, mit dem Gedanken, recht erhebende Stunden zuſammen verbracht zu haben. In geſchloſſenen Abteilungen rückten wir ab, um hernach zu unſeren Kompagnien, die teils verſtreut in Gefechtslinien liegen, zurückzukehren.

Ich verbleibe unter den herzlichſten Grüßen mit Hedad

Alfred Weil.

„JIRE."

Bruß, 5 km weſtl. Lodz, 8. 12. 14.

Mein geliebter Onkel!

Geſtern wurde ich durch Deine lieben Zeilen und die ausgezeichneten Zigarren aufs freudigſte überraſcht; ich weiß nicht, was mich mehr erfreut hat, die guten Zigarren oder Deine herzlich guten Worte; beides bezeigt mir Dein liebevolles Gedenken, und das tut wohl, beſonders in dieſen ernſten Zeiten, wo Zuſammengehöriges ſich aus innerem Bedürfnis enger zueinander findet. In den Tagen der Ruhe zogen meine Gedanken oft zu Dir, mein lieber Onkel, und zu Dir, meine liebe Tante, und ich erlebte das Schwere mit, das Euch durch Fritzens Geſtellung betraf. Nun höre ich zu meiner großen Freude, daß er bereits zum Unteroffizier ausgebildet wird, und es erſcheint mir nicht ausgeſchloſſen, daß, wenn er ſich beeilt, er noch Offizier werden kann.

So wird uns Juden endlich Gerechtigkeit widerfahren, und wir ſollten nichts ſcheuen, keine Strapaze und kein Opfer, um dieſes Ziel in würdiger Weiſe zu erreichen. Ich bin unendlich ſtolz, mitkämpfen zu dürfen für das geliebte, bewunderungswürdige Vaterland, und weiß zu jeder Stunde, daß eine beſondere Verantwortung auf jedem Juden ruht, immer und immer wieder zu

zeigen, daß man bereit iſt, ſein Leben für die deutſche Sache hinzugeben, um dadurch die Gleichwertigkeit des Juden in ſeiner Liebe für das Vaterland zu beweiſen.

Ich erlebte Seltſames in dieſem Krieg gerade als deutſcher Jude bei der Begegnung mit den polniſchen Juden. Wie eine andere Art Menſch hebt ſich der arme polniſche Jude von ſeiner polniſchen Umgebung, den polniſchen Bauern, ab. Er iſt nicht Pole wie ſie, ſondern Deutſcher, ſeiner Sprache nach und ſeinem ganzen Empfinden. Wie ein Wunder wirkte es auf mich, als ich zum erſten Mal in eine jüdiſche Familie unter der verkommenen, verſchmutzten polniſchen Bauernbevölkerung geriet. Während die Bauern verſtockte Deutſchenhaſſer ſind, in tieriſcher Dumpfheit und ekelhaftem Schmutz leben, drängte ſich mir bei dem Einblick in das häusliche Leben der Juden die unabweisliche Erkenntnis auf, daß im Juden etwas Beſſeres, Edles, ethiſch Wertvolles lebt, das ſeinem Familienleben eine gewiſſe reinigende Kraft und Weihe verleiht, und ich fühlte, daß der Grund hierfür in der Religion der Juden liegt. Die Religion allein unterſcheidet den Juden von dem Polen, woher anders als daher könnte dieſer allzu deutlich ſichtbare Unterſchied im Menſchentum des Juden von dem Polen kommen, mit dem er doch ſonſt alle Lebensbedingungen, dieſes elende, jammervolle, erbarmungswürdige Daſein teilt. Es

rührte mich tief, wie dieſe Juden ihre Religion ausüben, in aller Not und Gefahr das von den Vätern überkommene Gebet ſprechen, wie allein die Juden unter den Polen das Haus reinhalten und die Frau ehren. Das war „Jire“, das war angeborener natürlicher Anſtand, hier erlebte ich den Geiſt des Judentums als Religion in ſeiner wunderbar reinigenden ethiſchen Kraft, und ich betrachtete es als meine Aufgabe, meine Kameraden auf dieſe ſichtbaren Zeichen beſſeren Menſchentums ſtets hinzuweiſen, um hier, wo alles in der Not des Krieges menſchlicher fühlt, für die jüdiſche Sache zu wirken, indem ich zunächſt einmal mich ſelbſt ſtets als Jude bekannte und ihnen zugleich die polniſchen Juden menſchlich näher brachte.

Augenblicklich erlebe ich Großes: Die Ruſſen fliehen in der Richtung auf Warſchau. Wir verfolgen ſie, ihre Verluſte ſind gräßlich. Aber ich habe das Mitleid mit dieſen Tieren, dieſem Herdenvieh, verlernt. Wir Deutſchen müſſen erbarmungslos darauf losſchlagen, und das tun wir, Gott ſei Dank!

Nun ein herzliches Lebewohl! Ich grüße Dich, mein geliebter Onkel, und die geliebte Tante herzlich und umarme Dich in treuer Liebe.

Dein Dich herzlich liebender Neffe

Kurt.

VORBEREITUNGEN ZUR CHANUKAH-FEIER.

Aus einem Brief des Feldunterarztes Emil Salomon.

St. Juvin, 8. 12. 14.

. . . Wenn wir hier bleiben, hoffe ich einen angenehmen Chanukah zu verleben. Otto S. in M. war so freundlich, mir gestern 44 Kerzen mit blechernem Gesteck und Streichhölzern zu senden, so daß ich allabendlich anzünden kann. Zum Sonnabend, dem ersten Chanukahabend, versammle ich bei mir alle hier anwesenden jüdischen Soldaten, es sind im ganzen etwa sechs, unter ihnen ein dreiundzwanzigjähriger Kantor, der zuletzt in Bingen war. Er besorgt mir ein Hühnchen und schächtet es, ein anderer jüdischer Musketier, früher Koch in Paris, wird den Braten schmackhaft zubereiten. Wir werden „Moaus zur" singen und uns wohlfühlen. Ich, als das große Tier unter ihnen, werde für Wein und Grog Sorge tragen.

DER KAISER AN DER FRONT.

Brief des Unteroffiziers im Landwehr-Inf.-Reg. . . Hugo Henle, Heilbronn.

D., 10. 12. 1914.

Mein lieber Freund!

Meine letzte Karte hat Dir hoffentlich keinen Schrecken eingejagt. Weißt Du, ich bin nervös geworden, um all das bisher Erſchaute und Erlebte verarbeiten zu können, gehört eine Bärennatur und eiſerne Nerven. Ob ich die heute noch in genügendem Maß beſitze, weiß ich nicht. Die fünf Monate, die ich nun beinahe im Krieg bin, haben mich mürbe gemacht; und es gibt täglich neue Eindrücke, die ſich nicht verwiſchen laſſen.

Wir waren und ſind noch täglich heftigem Artilleriefeuer ausgeſetzt, 5 m vor meinem Fenſter ſchlug vor einigen Tagen eine Granate ein, glücklicherweiſe ohne Schaden anzurichten, ein Granatſtück flog tags darauf durchs Fenſter und verletzte unſeren Schuhmacher tödlich; ſchon mehrere unſerer Kameraden mußten ebenfalls ins Gras beißen. Wir zählten dieſer Tage in einer Stunde über 150 Granat- und Schrapnellſchüſſe, die rechts und links, vor und hinter uns einſchlugen. Da ich beim Bataillonsſtab bin, habe ich unſere Stellungen genau zu kennen und auf-

zuzeichnen, ebenſo die feindlichen Stellungen; ich bin lieber im Schützengraben als im Hauſe. Kaum wird es dunkel um vier Uhr, ſo muß man doppelt vorſichtig ſein, um eventuellen feindlichen nächtlichen Angriffen mit dem nötigen Nachdruck begegnen zu können. Wir ſind mit allerhand Hilfsmitteln für den Nahkampf verſehen, Maſchinengewehre, Scheinwerfer, Leuchtpiſtolen, Handgranaten, Drahtverhaue und Wolfsgruben, Bomben, teufliſche Mordwaffen, die ſelbſt unſer modernes zwanzigſtes Jahrhundert noch nicht kannte. Wir haben geſtern große 21 cm-Mörſer heranbekommen, um uns die Ruſſen etwas mehr vom Leibe zu halten. Ich habe wiederholt die Erfahrung gemacht, daß man die Ruſſen nicht unterſchätzen darf, ſpeziell im Einbuddeln. Der Ruſſe gräbt ſich in einer unheimlich kurzen Zeit ein und arbeitet ſich nachts vorwärts durch Anlegen von Schützengräben, die er durch Laufgräben verbindet. Des Tags ſtören wir ihn in ſeinen Arbeiten durch Beſtreuen des ganzen Geländes durch unſere Artillerie und Maſchinengewehre, ſobald ſich irgend etwas zeigt; aber des Nachts, ſchon beim Dunkelwerden, werden ruſſiſche Arbeitskommandos vorgetrieben — teils ohne Gewehr, — die ſich an unſere Stellungen heranarbeiten müſſen. Ein kleiner Unteroffizierspoſten wurde kürzlich nachts zurückgetrieben, da er von überlegenen Kräften angegriffen wurde, nach zwei

Stunden, als wir die Kerls wieder verjagten, waren ſie ſchon dabei, einen 150 m langen ſtehenden Schützengraben zu beenden. Sie liegen uns jetzt etwa 400 m gegenüber, haben allerdings den Vorteil, daß ſie Unterſtützungen, gedeckt durch hintere Schützen- und Laufgräben, heranziehen können. Da es um fünf Uhr ſchon ſtockdunkel iſt und noch dazu abnehmender Mond, ſo heißt es hölliſch auf dem Poſten ſein. Der Ruſſe ſchont ja kein Menſchenmaterial, die armen Kerls werden vorgetrieben, nötigenfalls mit der Knute. Dazu wird ihnen, nach glaubwürdigen Ausſagen von Gefangenen, Deutſchland als das Land der Barbaren vorgeſtellt, das auf der tiefſten Stufe der Kultur ſteht; es wird ihnen beiſpielsweiſe vorgelogen, daß ſämtliche Gefangene an Bäumen aufgehangen werden, daß es kaum einen Baum gibt, an welchem keine Ruſſen hängen. Die armen Kerls glauben das natürlich, und als geſtern ein ruſſiſcher verwundeter Gefangener weggefahren wurde, zitterte er wie Eſpenlaub und heulte, bis wir dann durch ein Bekenntnis obiges erfuhren.

Über den Aufenthalt im Schützengraben ließen ſich allein Bände ſchreiben, man iſt zum reinſten Höhlenmenſchen geworden, gräbt, buddelt den ganzen Tag. „Villen“, wie „Aſyl für Obdachloſe“, „Herberge zur Heimat“, „Glück im Winkel“ reihen ſich aneinander. Was von den noch ſtehenden Häuſern unſeres Dorfes an Ein-

richtung aufzutreiben iſt, wird rangeſchafft — requiriert iſt der richtige militäriſche Ausdruck dafür —, und man ſteckt ſo wenig wie möglich die Naſe über die Brüſtung, um nicht mit blauen Bohnen unangenehme Bekanntſchaft zu machen. Man lebt darin den ganzen Tag, nimmt ſeine Morgentoilette vor — nicht immer —, empfängt Liebesgaben, ſorgt für den nötigen Verbrauch von Tabak und alkoholiſchen Getränken, empfängt Briefe und Pakete, Zeitungen, unterhält ſich über die Wirkung unſerer Granaten, nimmt auch, wenn angängig, eine Entlauſung ſeines perſönlichen Ichs vor, träumt von der Gefangennahme von wieder mal 83625 Ruſſen, wobei man ſelbſt feſte mitgefochten hat, die Muſik ſpielt eine neue Nationalhymne, ein Tambour ſchlägt einen Wirbel und noch einen Wirbel, man bekommt einen Stoß von ſeinem Nebenmann, der aus der Höhle ſtolpernd dem Ausgang zuſtrebt, um Dir zu verkünden, daß der Feind wieder feſte losballert — alſo wieder mal ein Traum geweſen.

So wechſeln heitere und ernſte Bilder, nur hinterlaſſen letztere tiefere, unvergeßliche Eindrücke, die ſich oft zentnerſchwer aufs Gemüt legen.

Daß ich Ende November einen Gottesdienſt von Rabbiner Dr. Sonderling aus Hamburg mitmachte, ſchrieb ich Dir bereits, es war dies ein wirklich ſchöner, bedeutungsvoller Tag. Die Art

und Weiſe, wie er mit uns ſprach, war ſo ſchlicht, ſo treffend und packend, daß unſer ſonſt härter gewordenes Soldatenherz butterweich wurde, aber es war vielleicht nötig, und wir fühlten uns nachher ſicher alle leichter ums Herz als zuvor. Wir verbrachten noch den ganzen Nachmittag mit Dr. S., und er erzählte mir, wieviel Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, bis er als Geiſtlicher nicht nur zugelaſſen, ſondern auch beſtallt wurde. Es wirken im Weſten ſechs Rabbiner, im Oſten zwei, Rabbiner Dr. S. iſt dem Armeeoberkommando zugeteilt. Er trägt Uniform, hat Offiziersrang, und wie er mir ſagt, hat er ſich in ſeinem neuen Amt durch allerlei Schwierigkeiten jetzt ganz gut zurechtgefunden. Eine große Überwindung mußte es für ihn geweſen ſein, mit dem Koſchereſſen abzubrechen, aber im Krieg gibt's auch Ausnahmen, und ſchließlich kann man ja nicht verhungern. Ich hoffe, mit Dr. S. noch öfters zuſammenzukommen.

Der Kaiſerbeſuch hier im Oſten verlief ſehr ruhig, wir in den vorderſten Reihen haben ihn ja nicht zu ſehen bekommen, auch wird die Sache geheim gehalten. Von jedem Bataillon wurden einige Leute geſtellt — hauptſächlich dekorierte — Bedingung tadelloſer Anzug, tadelloſe Waffen uſw. Ich dachte mir beim Durchleſen dieſes Befehls, daß etwas ganz Beſonderes los ſein müſſe, da dieſer Punkt an erſter Stelle im Diviſionsbefehl

ſtand. In D., reſp. vor dieſer Stellung wurden die Betreffenden vorgeführt, und der Kaiſer überzeugte ſich von dem tadelloſen Zuſtand ſeiner Oſtarmee. — — —

Deinen lieben letzten Brief vom 25. 11. habe ich Dir durch Karte bereits beſtätigt. Ich werde einem Kameraden Deine Adreſſe geben für eventuelle Fälle. Die Witterung iſt gegenwärtig ſehr milde, die Sonne ſcheint jetzt ſo ſchön wie im Herbſt, und wenn auch die Wege noch grundlos ſind, ſo wird auch dieſem Übelſtand bald abgeholfen ſein. Mit den Zeilen Deiner lieben Eltern habe ich mich rieſig gefreut, und bitte ich Dich, ihnen nochmals meinen Dank für ihre Zeilen und Glückwünſche auszudrücken. Wenn alle die Wünſche, die mir von allen Seiten in ſo großer Zahl entgegengebracht werden, in Erfüllung gehen, ſo darf ich wohl frohen Mutes der Zukunft entgegenſehen. Bis dahin will ich weiter in der Ausübung meiner Pflicht wirken zum Wohle des Vaterlands! Alſo weiter Heil und Sieg!

Grüße bitte alle Bekannten, Deine Schweſter und Mann und ſei ſelbſt herzlich gegrüßt

von Deinem treuen Freunde

Hugo.

EINE GEMÜTLICHE ERDWOHNUNG.

Brief des Kriegsfreiwilligen in einem Ersatzbataillon Isaak Meyer.

Feuerstellung bei B. B., 11. 12. 14.

Liebe Turnbrüder!

Für Ihr so liebes Schreiben und die freundliche Gabe danke ich Ihnen herzlich. Wissen wir alle, die wir im Felde stehen, ja zur Genüge, welche Bande uns mit all den lieben Turnbrüdern verbinden, so ist man doch immer wieder erfreut, wenn durch einige Zeilen schön verbrachte Zeiten in Erinnerung auftauchen. Ich darf wohl sagen, daß die Zeit, die ich in jüdischen Turnvereinen verbrachte, speziell die Zeit im Kölner J. T.-V., mit die schönste meines Lebens war. Und als ich zu Anfang des Feldzuges mit der verhältnismäßig kleinen Gruppe von 42 Leuten singend durch die Straßen Lüttichs zum deutschen Gouvernement zog, da durchzuckten wohl ähnlich stolze Gefühle die Brust wie derzeit, als wir vor Jahren in Köln zum ersten Mal als jüdische Turner vor die Öffentlichkeit traten ...

Wir haben es uns hier, soweit Zeit und Umstände es erlauben, recht gemütlich gemacht. Ja, wir wohnen jetzt hier draußen bei unseren Geschützen viel geräumiger als dies sonst in Quar-

tieren zu ſein pflegt. Unſere Geſchützbedienung verfügt jetzt über zwei halb im Boden liegende Schlafräume für je vier und fünf Leute, über eine Küche, über einen großen Wohnraum und einen ſplitterſicheren Unterſtand. Da ſtaunt Ihr wohl! Solche baulichen Anlagen kann man ſich während des langwierigen Feſtungskrieges erlauben. Vorgeſtern Abend haben wir den neuen Wohnraum eingeweiht. Wir hatten da viele ſelbſtgeladene Gäſte. Den Ehrenplatz an der Schmalſeite der Tafel nahm unſer Offizierſtellvertreter ein. Und zwanglos gruppierten ſich an den anderen Plätzen noch 18 Kameraden. Rauchmaterial war genügend vorhanden, auch an Trinkbarem fehlte es nicht. Das alles mit dem notwendigen Licht hatte gleich unſer Batterieoffizier mitgebracht. — Es ging dann hoch her bei uns. Die Hauskapelle trat in Tätigkeit. Ob wir Muſikinſtrumente haben? Na, und welche! Eine Mundharmonika und ein Kamm mit Pergamentpapier überſpannt, zwei Stücke Blech, am Ofen befeſtigt, dienen als Trommel; und bei einiger Phantaſie kann man einen Geſchoßkorb unſerer 96-Pfünder als Trompete betrachten. Die unerwünſchte Begleitung zu alledem ergaben die ganz in unſerer Nähe einſchlagenden Granaten. Damit Ihr Euch eine kleine Vorſtellung machen könnt von unſerem neuen Heim, will ich noch ein klein wenig davon erzählen. Zuerſt alſo haben wir uns

recht tief in den Boden eingewühlt, 2 m tief. Das hat bei dem ſteinigen Kalkboden, der ſchon bei 20 cm Tiefe beginnt, manchen Schweißtropfen gekoſtet. Alſo 2 m tief, 4,20 m lang und 2,30 m breit wurde das Loch im Erdboden. Nun kam das Schwere, einen ſo großen Raum zu decken. Es klingt ſonderbar, aber die Franzoſen haben uns geholfen. Vormittags noch überlegte ich, woher das Holz zu nehmen ſei. Da, mittags das bekannte Sauſen über unſeren Köpfen hinweg. Eine halbe Stunde hinter uns in C. eine mächtige Staubwolke. Einige Zeit ſpäter ſchleichen wir uns dann gedeckt zum Ort hin und finden an Stelle des ſchönen Pfarrhauſes nur noch einen großen Trümmerhaufen. Nun geht's kräftig an die Arbeit! Holz, die ſchönſten Balken in Hülle und Fülle. Einige große Scheunentore von einem anderen zerſchoſſenen Haus, und wir ziehen mit alledem, ein ſchwer beladener Wagen voll, beim Dunkel der Nacht, zu unſerer Stellung draußen im Feld. Ich hatte bei allen Arbeiten die Leitung, und alles klappte vorzüglich. Nun ſitzen wir ſchon in unſerer warmen Stube und ſind guter Dinge. Die innere Einrichtung! Ein Tiſch, $2^1/_2$ m lang und 1 m breit, drei Bänke, zwei an der Längsſeite und eine an der oberen Schmalſeite. Rechts neben der fachgemäß angeſchlagenen Türe ein kleiner Ofen. Von der Türe aus führen einige breite Stufen, ſchön mit Holz belegt, hinauf zum Ge=

schützstand. Der Türe gegenüber, schräg oben an der Oststeite, ist ein quergelegter Fensterflügel angebracht. Die Farbe des Ganzen ist ein herrliches lichtes Weiß. Da staunt Ihr schon wieder! Was? Wir haben uns nämlich weiße Bettlaken verschafft. Die Decke ist damit bespannt, und jede 60 cm ist das Tuch kassettenartig eingezogen. Hinter den Tüchern, an den Wänden und unter den Tüchern auf den Bänken ist alles gut mit Stroh gepolstert. Durch Nägel, die bei den bespannten Tüchern jede 50 cm in die Wand geschlagen sind, werden die großen weißen Flächen in diskreter Weise belebt. Als Unterstützung hierzu dient noch ein schwarzer Tuchstreifen, der sich oben unterhalb der Decke entlang an den Wänden zieht. In der Mitte der selbstgezimmerte große Tisch ist mit einem Linoleumteppich belegt, des Abends bei gemütlichem Zusammensein aber auch weiß gedeckt. An der Decke eine vernickelte Lyra als Lichthalter. Ihr würdet Euch jedenfalls wundern, wenn Ihr dieses gemütliche Heim draußen mitten im Feld und unsichtbar einmal sehen könntet. So vergeht die Zeit zwischen Schießen, Arbeiten und einem gemütlichen Beisammensein. Wir selbst schießen seit den Kämpfen um B. nicht allzuviel. Die Franzosen um so mehr. Es ist ganz erstaunlich, was die an Munition verpaffen. Den ganzen Tag über „streuen“ sie mit Geschossen verschiedenen Kalibers das ganze Gelände ab.

Oft fliegen uns die Splitter auch um die Naſe herum. Wir ſind nun ſeit ſieben Wochen in der jetzigen Stellung, ohne daß es den Franzoſen gelungen iſt, unſere Stellung ausfindig zu machen, trotz Flieger, Feſſelballon und vor allem trotz ihres günſtigen Geländes.

Vielleicht intereſſiert es Sie, zu wiſſen, wie ich mit meinen Kameraden lebe. Ich kann nur ſagen, wir kommen vorzüglich aus. Ich bin der einzige Jude in der Batterie und der einzige Landwehrmann in der Bedienung der aktiven Leute. Zuerſt war ich bei der Gefechtsbagage und kam dann gleich auf Wunſch zur Geſchützbedienung. Und als die Leute dann erfuhren, daß ich freiwillig vom Erſatzbataillon zur Front gekommen, waren ſie mehr als freundlich zu mir. Und jetzt, bei allen baulichen Anlagen an unſerem Geſchütz, fügen ſich alle meinem Kommando. Die „Rundſchau“ wird auch von faſt allen meinen Kameraden geleſen. — Und nun noch zu Ihrem freundlichen Schreiben. Sie wollen weitere Liebesgaben ſenden. Vorerſt, ich bin kein ſtarker Raucher, und dann würde ich es für richtiger halten, wenn die entſprechenden Mittel unſeren von der Scholle vertriebenen Stammesgenoſſen zufließen würden. Wir hier draußen haben ja Gelegenheit, das Elend der aus ihrer Heimat Vertriebenen kennen zu lernen. Anders ſieht's ſchon aus wie in den illuſtrierten Zeitungen. Nicht ſo maleriſch. —

Allen Ihren Arbeiten wünſche ich guten Erfolg.
Mit treujüdiſchem Turnergruß ergebenſt
Iſaak Meyer.

WOFÜR WIR KÄMPFEN.

Brief des Julius Bier, 2. Batterie, Fußart.-Erſ.-Batl. Nr. 2, an die Jüdiſche Turnerſchaft, Berlin.

Königsberg, 13. 12. 14.

P. P. Geſtern erhielt ich Ihre Tafeln Sprengelſchokolade mit dem Brief „Im Nov. 1914". Da ich mit Schokolade reichlich verſehen werde, intereſſiert mich Ihr Brief beſonders. Nun, wenn wir uns auch perſönlich nicht kennen, man denkt und fühlt heute als Deutſcher und Jude miteinander ſo eins, daß man einen Unterſchied zwiſchen Bekannten und Unbekannten nicht machen kann.

Ihren Stolz und Ihre Hoffnungen muß ich allerdings vorläufig auf die ableiten, die die Feuertaufe ſchon erhalten haben.

Vergleichbare Momente ſind zwiſchen jener Zeit und der heutigen genug da.

Wollen wir hoffen, daß dasjenige Moment, wofür man auf allen Seiten zu kämpfen glaubt, für welches wir aber vor allen wahrhaft Mann für Mann eintreten (vom Oberſten bis zum

Niedrigſten): „Wahrheit und Gerechtigkeit", den Sieg davontrage. In beiden iſt die Freiheit, die dem Menſchen bekömmlich iſt, enthalten. ומהרו את מקדשך והדליקו נרות להדות ולהלל לשמך הגדול [wetaharu es Mikdauſchecho wehidliku Neraus lehaudaus ulhallel leſchimcho hagodaul].

Vergnügte Chanukahtage

Ihr Turnbruder

Julius Bier.

C'EST LA GUERRE.

Brief des Gefreiten Wilhelm Glasfeld.

Zwevezeele, den 13. Dezember 1914.

Liebe Eltern!

Mein erſter Gottesdienſt in Feindesland. Am 11. Dezember nachmittags 2 Uhr 50 Minuten verſammelten ſich die Soldaten jüdiſchen Glaubens am Markt, um nach dem fünf Kilometer entfernten Städtchen Lichtervelde zum Gottesdienſt zu gehen. Unſer Bataillon hat mit mir nur noch elf jüdiſche Kämpfer, und wieviel waren es damals in der Synagoge Schulſtraße! Wir ſind ſehr zuſammengeſchmolzen. Punkt drei Uhr verließen wir den Marktplatz und marſchierten 50 Minuten auf der Chauſſee entlang nach Lichtervelde, einem hübſchen Städtchen; ich kannte es ſchon vom Durchmarſchieren nach hier. Dort auf dem Marktplatz angekommen,

meldete unſer Führer, ein 33 jähriger Kriegs=freiwilliger, welcher gleichfalls Gefreiter iſt, dem aus ſeinem Wagen ſteigenden Rabbiner aus Magdeburg, den Namen konnte ich nicht erfahren, unſere Ankunft. Der Rabbiner trug einen grauen Offiziersmantel mit dem Abzeichen des Roten Kreuzes, neben welchem ein violetter ✡ auf=gezeichnet war. Ein ſehr netter Herr, der ſich mit uns eine Weile unterhielt, bis die ganze Diviſion herangekommen war. Einige Kameraden hatten bis zu 15 km zurückzulegen, um nach L. zu kommen. Man ſah da alle Waffengattungen und Chargen, und viele alte Bekannte traf ich dort. Nachdem uns der Ortskommandant ein Lokal angewieſen hatte, gingen wir hinein; es waren etwa 100 Mann. Der Rabbiner nahm ſtatt der Leuchter zwei Weinflaſchen, indem er ſagte: „C'est la guerre", und ſteckte die Schabboslichte an. Dahinter ſtand ein kleiner Leuchter mit den Chanukahkerzen. Vor Anfang des Gottesdienſtes wurde von jedem ein Schein ausgefüllt, zu ſta=tiſtiſchen Zwecken für die jüdiſche Gemeinde, auf der Rückſeite ſollten wir noch den Vermerk machen, ob wir ein Kriegsgebetbuch oder ein Chanukahheft zugeſchickt haben wollten; ich bat um beides. Dann wurde ferner gefragt, wer von zu Hauſe nichts zu erwarten habe; dieſe wurden notiert. Dann war noch eine Anfrage da von einer jüdiſchen Dame, die um Adreſſen bat, um

Liebesgaben zu ſchicken. Nachher wurde gefragt, wer es verſtände vorzubeten. Es meldete ſich ein junger Mann, welcher mit prachtvoller Stimme ſang. Zuerſt kam ein Vorgebet, dann Lecho daudi, dann das Schema Jisroel, wie in der Synagoge bei Euch daheim geſungen. Jetzt kam die Anſprache, er wies uns auf die Freitagabendfeier hin, wenn wir bei unſern Lieben ſitzen und die Lichter angezündet werden. Dann wurden die Chanukahlichte angezündet, und wir ſangen in Hebräiſch das „Schirm und Schutz", wie bei Vater zu Hauſe. Nachher erläuterte er den Inhalt wunderbar, daß dies Lied gerade ſo gut für die jetzige Zeit paßte. Dann wurde lechu nerannenu geſungen, der Wein geſegnet, dann kam das Kaddiſch für Leidtragende. Zuletzt ſegnete er uns, und wir marſchierten auf der ſtockdunklen Chauſſee nach unſerem Quartier zurück, welches wir um ſieben Uhr wieder erreichten. Das war wunderſchön, ich wünſchte, es wäre jeden Freitag Gottesdienſt. Die Chanukahlichte wurden zwar einen Tag zu früh angezündet, aber wir ſollten ſie wenigſtens ſehen. Den folgenden Tag mußte der Rabbiner ſchon bei der ... Diviſion ſein, ſonſt wäre der Gottesdienſt einen Tag ſpäter geweſen. Natürlich gedachte er auch der Gefallenen, Gefangenen und Verwundeten in hübſchen Worten.

Euer Euch liebender Sohn Wilhelm.

DAS ERSTE LICHTCHEN ...

Brief des Unteroffiziers d. Reſ. Eugen Seelig, Mannheim (vgl. Brief S. 20).

Z. Zt. P.-à-V., den 14. Dzbr. 14.

Mein lieber Doktor!

Erhielt Deine letzten Sendungen und Zeitungen und danke Dir recht herzlich für alle Deine guten Wünſche und für Deine vielen Bemühungen. —

Eure Chanukahfeier wird wohl geſtern recht fröhlich verlaufen ſein; ich habe viel an Euch gedacht. Leider geſtattete es mir die Ungunſt der Verhältniſſe nicht, eine Feier in größerem Kreis, wie ich ſie eigentlich vorhatte, abzuhalten, und ſo war ich denn am Samstag abend nur in Geſellſchaft eines jüdiſchen Kameraden, mit dem ich in meinem Quartier das erſte Lichtchen anſteckte. (Von unſerem Rabbiner, den ich inzwiſchen noch einmal traf, erhielt ich nämlich ein Paket mit ca. 40 richtigen Chanukah-Wachskerzen.) Da ich den Text des „Moaus zur“ nicht auswendig konnte, ſangen wir ein in unſerem Feldgebetbüchlein befindliches Lied, deſſen Text der Melodie des „Moaus zur“ rhythmiſch angepaßt iſt. Am nächſten Tag, alſo geſtern, ſchickte ich einen Mann per Rad zum Rabbiner Dr. Chone, welcher zurzeit in dem ca. 3 km von hier gelegenen M. in Quartier

liegt, und bat ihn um das „Moaus zur“. Er riß die betreffenden beiden Seiten aus ſeiner Tefilloh aus und überſandte ſie mir mit einem recht herzlich gehaltenen Begleitſchreiben. Für den Abend hatte ich nur noch einige gerade erreichbare jüdiſche Kameraden eingeladen. Wir waren im ganzen vier. Gegen halb neun Uhr ſteckten wir unſere Lichtchen an und ſangen begeiſtert unſer Moaus zur jeſchuoſi und darauf noch jedesmal den genannten deutſchen Vers. Auf allen Geſichtern ſtrahlte Freude, und alle beherrſchte das Gefühl, daß wir zuſammengehörten. Es waren zwar drei einfache junge Leute, die dem Nationaljudentum und Zionismus ziemlich fernſtanden, aber dafür um ſo beſſer die Melodien der Brochaus vor dem Anzünden uſw. kannten (ſogar beſſer als ich). Dank der mir von Euch und anderen Lieben geſandten Liebesgaben war ich in der Lage, ſie reichlich mit Schokolade, Zigaretten, Kuchen, Konfekt zu bewirten, und ſo blieben wir noch zwei Stunden zuſammen, uns recht herzlich und lebhaft (meiſtens von jüdiſchen Dingen) unterhaltend! Dann ſchieden wir in dem Bewußtſein, daß wir fern von allen unſern Lieben unſer Chanukah, ſo wie es eben die Verhältniſſe zuließen, gefeiert hatten. Wir gaben uns das gegenſeitige Verſprechen, uns ſo oft wie möglich allabendlich zuſammenzufinden, um unſere Lichtchen anzuzünden.

Indem ich Dich noch bitte, allen lieben Blau-Weißern meine innigſten Grüße abzuſtatten, bin ich mit beſonders herzlichen Grüßen an Dich

Dein

Eugen Seelig.

CHANUKAH IM FELD UND IN DER HEIMAT.

Brief des Kriegsfreiwilligen Leo Cahn, Erſ.-Inf.-Regt. 28, an den Vorſtand des jüdiſchen Wanderbundes „Blau-Weiß", Mannheim.

Savonnières, 19. 12. 14.

Lieber Dr. Simon!

Vor allen Dingen vielen Dank für Deine Paketchen und Zeitungen, die mich bei beſter Geſundheit antrafen. Soeben kamen wir durchnäßt und ſchmutzig vom Schützengraben, wir legten Gepäck und Waffen ab, nahmen etwas zu uns, worauf die Poſt verteilt wurde. Die Gedanken an die Grüße aus der Heimat bringen einen über manche ſchwere Stunde hinweg.

Ihr könnt Euch einen Begriff machen, welche Freude uns überkam, als wir den Chanukah-leuchter mit den Kerzen auspackten. Noch nie

hat das Chanukahfeſt einen ſolchen Eindruck auf mich ausgeübt wie dieſes Jahr im Felde. Stolz können wir auf die Taten unſerer Makkabäer zurückblicken, und hoffentlich werden auch die üblen Nachreden über unſere Feigheit, und die Behauptung, daß wir Juden für die militäriſche Laufbahn unfähig ſeien, für immer aus der Welt geſchafft ſein. Nun will ich weiterfahren, wie ich und Polde Chanukah feierten. Bei Eintritt der Dunkelheit zündeten wir nach alter Sitte die Lichtchen an, und zwar im Kreiſe unſerer nicht-jüdiſchen Kameraden, die pietätvoll unſeren Chanukahleuchter betrachteten, und denen ich teilweiſe die Bedeutung unſeres Feſtes erklärte. Wie ſehr fühle ich mich in ſolchen Zeiten zu unſerer Raſſe hingezogen. Der Feldzug wird wohl gezeigt haben, daß wir Nationaljuden auch gute Deutſche ſind.

Armer Fritz Seelig! Auch er gehört zu den Tapferen, die fürs Vaterland ſtarben. Warum habt Ihr uns das nicht mitgeteilt? Es fiel doch neben uns ſo mancher Kamerad. Wie wird es in unſerer Führerſchaft ausſehen! Gott wird uns doch weitere Lücken erſparen. Kahnheimer ſchrieb mir von Eurer Chanukahfeier in Hemsbach. Wie ſchön mag es bei Euch geweſen ſein. Aber wie wir dieſes Chanukahfeſt empfinden, mit welch kindlicher Freude wir die Lichtchen anſteckten — es war ein erhebender Moment. Heute ſtecken

wir das achte Lichtchen an, in Gedanken bei Euch allen Lieben zu Hauſe.

Indem wir hoffen, daß das Chanukahfeſt eine Entſcheidung gebracht hat, daß auch unſere Feinde, wie die Feinde Judas, für ihren frechen Übermut beſtraft werden, grüßen Dich ſowie alle Blau-Weißer herzlich

Enos und Polde.

SABBATH IN POLEN.

Brief des Unteroffiziers im Landwehr-Inf.-Reg. . . Max Marcus.

Im Schützengraben vor Kielce, 11. Jan. 15.

Geliebte Mama, liebe Geſchwiſter!

Wenn ich auch noch eine ganze Anzahl Briefſchulden habe, ſo drängt es mich doch ſehr, Euch mal wieder ausführlich zu ſchreiben. Auch ſchaue ich heute wieder auf ein Lebensjahr zurück. Unvergeßlich wird es mir mit ſeinen großen Erlebniſſen und ſeinen furchtbaren Eindrücken bleiben, unendlich dankbar werde ich aber Euch allen ſtets bleiben für die überaus große, innige Liebe, die Ihr alle mir ſtets entgegengebracht, und mit der Ihr mir ganz beſonders die furchtbar ſchwere Zeit erleichtert und ſo oft verſchönt habt. Möge

im neuen Jahr mir das Glück zuteil werden, heil und frisch zu Euch zurückzukehren, nach einem siegreichen, glücklichen Ende des Feldzuges; ich will dann dem Allgütigen ewig Dank wissen für seinen gnädigen Schutz und Euch für Eure innige Liebe und Treue.

Und nun will ich Euch wieder einen kleinen Einblick in mein Leben und Treiben, mein Fühlen und Denken hier draußen tun lassen.

Es war am letzten Freitagabend; ich hatte soeben im Walde draußen den lieben Sabbath begrüßt, die heimatlichen Melodien hatten mich ins liebe Gotteshaus daheim versetzt, und in gehobener Stimmung beendete ich mein Gebet. Durch den Schützengraben ging ich zum Unterstand, ich kroch hinein, denn er ist nur fünfviertel Meter hoch, wie glücklich wäre ich gewesen, wenn mir ein Gleichgesinnter entgegengetreten wäre und mir die Hand zum Sabbathgruß gereicht hätte. Doch statt der Helligkeit des Sabbathhauses, wie es jetzt meinem innersten Empfinden entsprochen hätte, fand ich alles in Schlaf und Dunkel. Ein Teil der Kameraden kauerte am Herd und briet sich Kartoffeln, der andere Teil, der eben erst den Wachtposten verlassen hatte, lag ruhend oder schlafend in den Ecken. Ein schmerzlicher Druck legte sich über mich, alle meine Gedanken flogen zu Euch, meine Lieben, die Ihr auch heute abend so sehr hierher denken würdet und mit mir sehn-

lichſt d e n Sabbathabend herbeiwünſcht, der unſer Haus und unſere Herzen wieder von den Strahlen des Sabbathlichtes, des Sabbathfriedens erleuchtet und beglückt und uns alle wieder heil und geſund um Dich, geliebte Mama, ſchart. Wie ſchön male ich mir das alles aus; wie dankbar würde ich das Gotteshaus wieder betreten, wie freudig würden ſich uns allen, die wir für der Heimat Sicherheit geſtritten, die Hände zum Gruß entgegenſtrecken, wie feſtlich würde das liebe Elternhaus an dieſem Abend erſtrahlen. Doch weit, weit in der Ferne liegt dieſe Hoffnung; noch pfeift der Wind um unſer kleines Unterſtandfenſter, er fegt über die ſeeartigen Waſſer, die ſich nach Schnee und Regen über den Wieſen und Sümpfen, die unſere Stellung umgeben, gebildet haben, er iſt auch mit ein Grund, daß vor unſerer Front alles ſeit Tagen bereits ſtill iſt. Denn wer wollte hier ein Vorwärtskommen hoffen. Selbſt die Artillerie muß hier ſchweigen, da ſie bei ſo undurchſichtigem Wetter ihr Ziel nicht erfaſſen kann. (Heute, Montag, bei klarem Wetter hat unſere ſchwere Artillerie durch ſehr ſtarkes Feuer die direkt hinter der ruſſiſchen Stellung liegende Stadt Lopuſchno in Brand geſchoſſen.) Bange liegt auf uns allen die Frage: Wie lange noch? Schwer iſt unſere Aufgabe. Freitag abend bedrückte mich dieſe Frage ganz beſonders und dazu kam, daß wir infolge der Unwegſamkeit

der Straßen ſchon acht Tage keine Heimatspoſt hatten und zu der Bangigkeit nun auch noch die Sorge um Euer aller Wohl ſich zugeſellte. So jagte ein Gedanke den anderen, eine Erinnerung, eine Sehnſucht die andere. An einem Freitag abend, den ich in Polen verlebt habe, blieben meine Gedanken ſtehen, und ich wünſchte, es käme bald wieder mal ſo, wenn es ſchon die Heimat vorerſt nicht ſein ſollte. Es war am 21. Auguſt, an Deinem Geburtstag, liebe B.; da zogen wir in Tuſchin, in der Nähe von Lodz ein. Die Stadt war gut von Juden bewohnt. Als der Nachmittag herankam, ſah ich mich nach der Synagoge um, und ſuchte dieſe zur Schulzeit auf. Ich fand ſie aber verſchloſſen. Ich ging die Straße zurück, eine Judenfrau, die zum Fenſter herausſchaute, erklärte mir, daß infolge der Kriegszeit der Gottesdienſt gemeinſam in den benachbarten Häuſern abgehalten werde, und bald ſtand ich, durch mehrere ineinandergehende Höfe geleitet und den Betenden mit dem beruhigenden Bemerken: „Ein Soldat, ein Jid“, angekündet, unter ihnen. Sie waren gerade bei der lauten Schemaunoh eßre. Kaum war dieſe beendet, als alle Anweſenden mit herzlichem „Scholaum alechem“ auf mich zukamen. Nach unſerem Ritus wurde gebetet. Am Ende des Gottesdienſtes entſtand ein förmliches Reißen um mich, ein jeder wollte mich zum Sabbathgaſt haben. Ich wäre am liebſten

dem Mann der Frau gefolgt, die mich hierhergewieſen hatte. Denn hell und ſauber war ihre Sabbathſtube, feſtlich war der Tiſch gedeckt; ſtimmungsvoll wähnte ich einen Freitagabend in dieſem Haus. Ich unterwarf mich natürlich dem Spruch des Älteſten und folgte auf deſſen Veranlaſſung einem Mann, der im Laufe der Woche von der Aushebung zurückgekehrt war. Den Sabbath vorher war er fern von ſeiner Familie, weit hinter Warſchau, er kam aber glücklicherweiſe frei und hatte ſich gelobt, am nächſten Freitagabend, wenn möglich drei Soldaten an ſeinem Tiſch zu haben. So kam ich wie gerufen. Ich kehrte in ſein Haus ein; er war beglückt, ſein Neder erfüllen zu können, und ich erfreut, in dieſer kleinen Hütte Glück und Freude ob des ſo unerwartet Zurückgekehrten zu beobachten. War das ein Sabbath gegenüber dem vorigen für dieſe Leute. Wie beglückt trat er in die enge, hellerleuchtete Sabbathſtube ein, benſchte ſeine ſechs Kinder und bot mir mit ſeiner Frau ein herzliches Willkommen. So klein die Hütte, ſo reichlich war doch alles für alle da: Kidduſch und Mauzi für uns beide wurde herbeigebracht, und reichlich und gut war, was des Hauſes Küche auf den Tiſch brachte. Bei Tiſch tauſchten wir unſere Erlebniſſe aus; er erzählte von den Schwierigkeiten der ruſſiſchen Aushebung, da viele Wehrpflichtige gar nicht genau den Ort wüßten, an dem ſie ſich

zu ſtellen hätten, oder auch in den Liſten des Bezirkskommandos nicht geführt wurden, zu dem ſie beordert waren. So entſtand viel Zeitverſäumnis; inzwiſchen kamen wir Deutſchen ins Land, und viele waren dadurch ihrer Geſtellungspflicht enthoben, da ſie von uns natürlich nicht durchgelaſſen wurden. Auch ich hatte in dieſen erſten zwei Kriegswochen ſchon manches geſehen und erlebt; ſo war die Unterhaltung ganz angeregt. Nach Tiſch kamen die Nachbarsleute, ſie wollten den glücklich Zurückgekehrten und mich begrüßen. Gern wäre ich noch geblieben, aber die Pflicht rief. Ich verſprach, wenn irgend möglich, morgen zum Gottesdienſt und auf ſein dringendes Bitten auch zum Mittagbrot zu kommen. Er gab mir aber auf alle Fälle Wegzehrung in reichlichſter Weiſe mit; ſo glücklich war der Mann, daß er ſein Neder ſo ſchnell ausführen konnte. Das war der einzige ſchöne Freitagabend bisher im Felde; einen Sabbathmorgen konnte ich leider bisher noch nie mit einer Gemeinde begehen. Denn am nächſten Morgen früh wurden wir, d. h. das erſte Bataillon, alarmiert. Die Reichsdeutſchen in Lodz hatten um deutſchen Schutz gebeten, das zweite Bataillon wurde auf Leiterwagen eiligſt hingeſchickt, während wir auf Vorpoſten gegen Lodz lagen. So ging mir dieſe Sabbathfreude verloren.

So vorwärtsdenkend und zurückſinnend ſaß ich ſtill in der Ecke. Jetzt wurde es hell; die

Feldküche war gekommen, und die Mannſchaften holten ſich ihr Abendbrot. Ich aber zog nun aus meiner Taſche ein wohlverwahrtes Kuvert und nahm daraus Dein ganz vorzügliches Bild, geliebte Mama, mit der kleinen J. auf dem Schoß und E. im Hintergrund, das Du, liebe E., mir geſandt hatteſt, und das reizende Bild Eurer lieben Kinder. Voll Rührung und Innigkeit betrachtete ich die geliebten, teuren Geſichter und fühlte mich Euch näher. Lange betrachtete ich ſie, und lange noch hingen meine Gedanken an den frohen Bildern, in denen ich mir die glückliche Heimkehr zu Euch ausmalte. Ich aß auch Abendbrot, ſo gut es meine Vorräte noch geſtatteten, dann legte ich mich frühzeitig zum Schlaf aufs Stroh.

Ich nehme an, daß Euch auch ein ſolches Stimmungsbild aus dem Felde intereſſiert; ich muß aber für heute ſchließen, ich werde ſo bald als möglich über meine Betrachtungen in Koniecpol Euch berichten, über die Leiden und Schmerzen unſerer Glaubensgenoſſen, aber auch über die Zerſtörung, die Bauern und Beſitzer an Hab und Gut erdulden müſſen, und die Polen auf Jahre hinaus zu einem vollkommen verarmten Land gemacht haben.

Für heute ſeid Ihr alle, alle innigſt gegrüßt

von Eurem treuen

Max.

AN DER FRONT.

Brief des Unteroffiziers im Landwehr-Inf.-Reg... Hugo Henle, Heilbronn (vgl. Brief S. 132).

Braunsberg, 27. 1. 1915.

Mein lieber Freund!

Deinen lieben Brief vom 24. d. M. habe ich erhalten und will Dir denſelben ſofort beantworten.

Ich habe den Wunſch und die Abſicht geäußert, nach meiner Geneſung wieder zu meiner alten Truppe — zum Bataillon — zu kommen, und mein Leutnant und Bataillonsadjutant hat mir kürzlich geſchrieben und mir Mittel und Wege angegeben, um dies zu erreichen. Sie freuen ſich alle, wenn ich wiederkomme, und ich glaube, daß ich dies Deinem Vorſchlag, mich in ein Landſturmregiment verſetzen zu laſſen, vorziehe. So krank bin ich ja nicht, und ich gehe ſehr gern wieder zur alten Truppe zurück — ich fühle mich dort wohl, und es hat mich bis jetzt noch keine Kugel getroffen, und wenn ich weiter unter dem Schutz unſeres allgütigen Gottes ſtehe, wird er auch ferner über mir wachen und mich in Stunden der Gefahr beſchützen. Aber, lieber Theo, ich habe das Gefühl, daß jeder Jude gegenwärtig, in der Stunde, in der das Vaterland in Gefahr iſt, über das Maß der Schuldigkeit und des Pflichtgefühls hinaus auf ſeinem Platz ausharren muß!

Nachdem ich mir der hohen Ehre bewußt bin, für mein teures Vaterland an der Front mitzukämpfen und mitzuſiegen, werde ich auch nachher an der Front ſein, mitzureden, wenn es heißt, für eine Gleichberechtigung unſerer Glaubensgenoſſen auf allen Gebieten einzuſtehen. Dieſe Motive veranlaſſen mich, den gegenwärtigen Kampf um unſer Daſein nicht etwa hinter der Front mitzumachen, ich kämpfe, wie jeder Deutſche, um ſpäter als Deutſcher für das Recht deutſcher Juden einſtehen zu können. Vielleicht unterhalten wir uns perſönlich nochmal über dieſes Thema.

Ich bin beſtimmt dieſe Woche noch hier, und treffen mich Deine Nachrichten noch an. Für geſandten Brief von Dr. W. danke ich Dir herzlich. Grüße Deine lieben Eltern ſowie Schweſter und Schwager vielmals und laß Dich umarmen

von Deinem treuen Freund

Hugo.

GERÜSTET.

Ein Frankfurter Arzt ſchreibt aus dem Feld an ſeine Eltern.

D . . ., 21. Januar.

Meine Lieben!

Gerade habe ich das Maariwgebet verrichtet, und noch in einer Stimmung von Andacht leſe

ich Eure Briefe .... Auch Deine lieben guten Worte, lieber Vater, mit der ſtetigen Anlehnung an einen ſchönen jüdiſchen Satz ſind mir wohltuend; gerade weil ich hier ſo allein ſtehe, als Jehudi, weil meinen beſonderen Pflichten ſo viele Schwierigkeiten gegenüberſtehen, erkenne ich erſt recht den Sinn des Wortes צדקה תציל ממות [Zedokoh tazil mimaus], ja die Pflichterfüllung, die Gott ſucht und findet, auch wenn die Umſtände denkbar ungünſtig ſind, die erleichtert aufatmet, wenn trotz allem es gelang, die täglichen מצות [Mizwaus] zu erfüllen, die ſelbſt vor dem geiſtigen, ſittlichen Tod bewahrt, der tauſendmal ſchlimmer iſt als der körperliche, vor dem Tierwerden, dem Verrohen und Verſumpfen. Und ſo bin ich überglücklich und zufrieden, jeden Tag, wenn ich mir die Tefillin anlege, wenn ich zur rechten Zeit mein Morgen-, Mittag- und Abendgebet verrichten konnte. Was meine Kameraden wohl dazu ſagen würden, wenn ſie eines Tages in meinem Brotbeutel meine Tefillin entdeckten und ich ihnen erzählte, die gehörten ebenſo zu meinem täglichen Bedarf wie das Brot ...

Heute nacht wird ein franzöſiſcher Angriff erwartet, alles iſt auf Poſten, unſer Verbandplatz auch ſchon feſtgelegt, es liegt eine Gewitterſchwüle in der Luft, draußen iſt es jetzt ganz ſtill. Hoffentlich trifft's nicht ein, denn wie es auch ausfällt, ohne Verluſte geht es nicht ab, und ich bin augen-

blicklich der einzige Arzt im Bataillon. Der Stabsarzt iſt krank. Ihr werdet ja aus den Zeitungen ſchon vor Eintreffen dieſer Zeilen erſehen, ob ein Angriff ſtattfindet oder nicht.

Wenn dieſe Zeilen Euch erreichen, dann iſt's vielleicht gerade Chamiſcho Oſſor, dieſes Mal fällt es mit dem Schabbos Schiroh zuſammen! Wie eigenartig; ob der kommende Frühling auch uns bald die Schiroh finden laſſen wird? Gott gebe es . . .

STIMMUNGSBILDER AUS POLEN.

Brief des Unteroffiziers im Landwehr-Inf.-Reg. . . Max Marcus (vgl. Brief S. 151).

Kraszuszin, 18. Jan. 1915.

Geliebte Mama, liebe Geſchwiſter!

Heute mittag iſt ein großer Teil der in meiner Stube liegenden Leute auf Wache gezogen, ſo will ich die wirklich wohltuende Ruhe benutzen, um Euch meine Erlebniſſe und Eindrücke auf meiner Sendung nach Koniecpol zu berichten.

Am Sonnabend, dem zweiten Weihnachtstag, abends läßt der Feldwebel mich rufen und zeigt mir den Bataillonsbefehl: „Die 1. Kompagnie ſtellt morgen früh zur Abholung der Poſt in Koniecpol vier Pferde, einen Wagen, Transportführer

Unteroffizier M., der ſich um $^3/_4$8 morgens auf dem Bataillonsbüro meldet.“ Gern übernahm ich dieſen Auftrag. Wenn wir als Brigadewache in Chaſtkow auch ziemlich weit vom Schuß lagen, ſo lagen wir in den Quartieren doch wie die Heringe nebeneinandergepfercht in den ärmlichen, ſchmutzigen Bauernhäuſern. Das tägliche Einzelexerzieren, eine Woche genoſſen, hatte auch ſchon den Reiz der Neuheit verloren, und ſo war ich ſehr froh, mal eine Gelegenheit zu haben, einen Abſtecher und einen Blick hinter die Front zu tun. Pünktlich fand ich mich morgens ein: mein Wagen mit zwei Sitzen, einem ſchweren Schafspelz drauf für mich, mit vier Pferden beſpannt, ferner von jedem anderen Bataillon je ein Wagen mit zwei Pferden ſtanden ſchon bereit. Der Bataillonsadjutant gab mir meine Reiſeroute an, gab mir noch verſchiedene Beſorgungen auf, der Bataillonsführer befahl mir, ſo ſchnell als möglich zurückzukehren, beide wünſchten mir gute Reiſe, und nun ging's los; die Dorfſtraße lang ſtanden die erſte und zweite Kompagnie, mit der Ausbeſſerung des elenden Weges beſchäftigt; Mannſchaften und Offiziere verabſchiedeten ſich noch herzlich von mir, ein jeder hatte noch einen Wunſch auf dem Herzen. Kognak, Rum, Lichter, Tabak, Zigarren, Streichhölzer, Petroleum, mir war's, als zöge ich weit weg in eine andere Welt. Wir waren noch nicht lange zum Dorf hinaus, ſo merkten wir

ſchon, daß es mit dem Vierſpänner ſchlecht ging, die Pferde waren nicht aufeinander eingefahren. So wurde bei dem erſten Bauernhaus unterwegs haltgemacht und ein Wagen requiriert. Nun ging's mit vier Wagen weiter. Ich hatte natürlich die feſte Abſicht, den Wagen wieder dem Bauer auf dem Rückweg zuzuſtellen. Der Weg führte uns aber heimwärts, infolge des Vorrückens des Regiments, nicht mehr vorbei, und ſo iſt der Bauer leider um ſeinen Wagen gekommen. Es wird nicht das einzige geblieben ſein, das ihm in dieſem Jahr ohne Bezahlung aus dem Hauſe geholt worden iſt.

Das erſte Städtchen erreichten wir auf noch einigermaßen guten Wegen, es war Szeczemin, gegen zwei Uhr. Ich ließ mir ein jüdiſches Haus nennen, in dem ich eſſen konnte; als Jude wurde ich herzlich aufgenommen, und vorzüglich mundete das gute Mittagbrot am jüdiſchen Tiſch. Nach einer Stunde ging es weiter; nun kam das dicke Ende, obwohl nur 10 km nach Koniecpol, brauchten wir vier Stunden, bis wir in der tiefen Dunkelheit die Stadt erreichten. Furchtbar war der Weg; bis an die Knie ſanken die Pferde in den Schmutz und hatten furchtbare Mühe, die leeren Wagen vorwärts zu bekommen. Doch es iſt ja kein Wunder, daß dieſe an ſich ſchlechten Wege bei dem ſchlechten Wetter und der furchtbar ſtarken Benutzung grundlos werden. Zwei mächtige

Heere waren mehrfach darüber hinweggezogen, und jetzt zog eine Kolonne nach der anderen mit 4, 6, 10, 20 Wagen auf dieſer Straße nach Koniecpol, um dort Munition, Proviant, Lebensmittel, Poſt uſw. für die dahinterliegenden Truppen zu holen, um dann ſchwer beladen wieder den Weg zurückzufahren.

Koniecpol iſt ein Städtchen in der Größe wie Pinne, mit einem etwas größeren Marktplatz. In deſſen Mitte iſt jetzt das Feldmagazin, in dem die Lebensmittel aufgeſpeichert ſind. Reihe an Reihe, neben- und hintereinander ſtehen auf dem Platz die verſchiedenen Kolonnen, deutſche und öſterreichiſche, in der Nähe des Marktplatzes; im Koniecpoler Theater, ſo wurde es mir vom Inſpektor bezeichnet, iſt das Proviantamt, wo ich für meine Pferde den Hafer empfing; das Munitionsdepot iſt natürlich außerhalb. Die Stadt zählt ca. 1500 Juden und 1000 Polen. Wie ich Euch ſchon mitteilte, brachte ich ſofort Wagen, Pferde, Fahrer unter und ging dann aufs Ortskommando; der Feldwebel dort bewirtete mich herzlich mit Kognak, Eiern, Semmel und gab mir dann einen Quartierzettel für die Feldpoſt; dort lag ich mit den Poſtillionen zuſammen, die zeigten ſich ſehr kameradſchaftlich; ſie hatten reichlich Decken und Pelze und gaben mir auch gern davon was ab, ſo daß ich mich gut einpacken konnte und in dem bequemen Raum auf reichlichem

Stroh ſtets gut ſchlief. Im Bett zu ſchlafen kenne ich überhaupt nicht mehr, außer in Wreſchen und Pabianice habe ich nie das Vergnügen gehabt in den $5\,^1/_2$ Monaten, und das Strohlager auf der Erde bekommt mir gottlob ganz gut. Wenn ich nur unter warmem Dach bin, dann bin ich ſchon ſehr glücklich.

Am nächſten Morgen ſtand ich zeitig auf und ließ mich zur Schul führen; die lag aber im Dunkel, es wurde im Bes hamidraſch gebetet. Mit neugierigen, beinahe ängſtlichen Blicken wurde ich zuerſt betrachtet; erſt als ich meine Tefillin herausnahm, war alles beruhigt und erfreut. Eins ſtörte mich ſehr, alle bis auf wenige gingen um den Almemmor herum ſpazieren und brachten für mich eine große Unruhe in den Gottesdienſt. Auf meine Frage, ob dies und auch Rauchen, das auch ganz vereinzelt geſchah, auch in Schul üblich ſei, wurde mir erklärt, dies ſei nur hier geſtattet. Aber abgeſehen von dieſem, fühlte ich mich doch ſo glücklich und heimiſch, wieder im Gotteshaus und in einer größeren Gemeinſchaft beten zu können. Wie nahe fühlte ich mich doch hier dieſen armen Juden, die ihres Glaubens wegen in dieſer ſchweren Zeit Not und Gefahr zu beſtehen hatten. Und nun durfte ich vor die Thora treten — es war gerade Montag — und voll Rührung und Dankbarkeit den Allgütigen preiſen, der mich ſo gnädig bisher geführt und

der durch ſeine Thora Vertrauen und Hoffnung ſo ſtark in mir verankert hat. Nach dem Gottesdienſt traten noch mehrere an mich heran, um mich zu begrüßen. Gebetet wird hier, wie überall in den größeren Gemeinden, fortgeſetzt bis zum Mittag heran, die ſpäter Kommenden warten immer das Ende ab und vereinigen ſich dann zum neuen Minjan. Als ich nach dem Gottesdienſt über den Marktplatz ging, war da eine ganze Kompagnie angetreten, aber nicht Soldaten, ſondern allermeiſt Juden, jung und alt, und Polen, alle mit Spaten, Hacken und ähnlichen Geräten ausgerüſtet. Ich erkundigte mich gleich nach dem Zweck dieſer Anſammlung und erfuhr nun, daß allmorgendlich jedes Haus einen Mann zur Ausbeſſerung der Wege ſtellen muß.

Am Mittwoch morgen komme ich nach Schul, da geht ein Murmeln durch die Reihen, ich höre nur etwas von einer Anordnung des Ortskommandanten. Dann tritt der ehrwürdige Rabbi auf den Almemmor nach Beendigung des Gottesdienſtes und verkündet: „Da viele von euch ſich der Straßenarbeit entzogen, indem ſie bis zum Mittag ins Bes hamidraſch zum Gottesdienſt gingen und dies als Hinderungsgrund angaben, ſo ordnet der Ortskommandant an, daß der Gottesdienſt im Bes hamidraſch um 8 Uhr beendet ſein muß, der Abendgottesdienſt vor 6 Uhr nicht beginnen darf, außer am Freitag Abend, wo er um 4 Uhr an-

fangen darf." — Nun gab es kein Entweichen mehr, denn aus der Stadt konnte ja auch nur der hinaus, der einen geſtempelten Paſſierſchein hatte.

Faſt jedes Judenhaus iſt ein Teehaus geworden, in dem Tee, ſehr guter, für zehn Pfennig per Glas ausgeſchenkt wird. Frauen oder Kinder ſtehen vor der Tür und laden freundlichſt ein; ſo folgte ich auch der Aufforderung eines lieblichen Mädchens und fand in ihrem Haus einen ganz angeregten Abend. Es intereſſierte mich, von dem Vater Näheres über die Verhältniſſe der Juden zu hören, und ich konnte auch manches erfahren. Wie in Poſen früher, ſo war auch natürlich in Polen der ganze Handel in jüdiſchen Händen, das hat im letzten Jahr aufgehört, geſtützt durch das Geld polniſcher Magnaten, Sparkaſſen und Vereine fängt wie bei uns der Pole immer mehr an, ſich auf eigene Füße zu ſtellen, und ſo gibt es jetzt auch ſchon Genoſſenſchaften, die dem Bauern alles abkaufen, ihn durch Geld finanzieren und ſo vielfach den Juden ausſchalten. Auch in anderen Branchen tun ſich Geſchäfte auf und tun den Juden Abbruch. Der Jude in Deutſchland hat dank ſeiner Freizügigkeit doch eher die Möglichkeit, ſich anderswo eine neue Exiſtenz zu gründen. Hier in Polen, wo die Armut und Überfüllung überall die gleiche iſt, iſt das viel ſchwieriger, und ſo tritt eben langſam eine noch größere Verarmung ein. Sehr gute Geſchäfte machten in

Koniecpol natürlich die Lebensmittelhandlungen, ſie wurden bei dem ſtarken Durchgangsverkehr von Militär ihre Waren ſpielend los zu hohen Preiſen: Zucker, geſtoßen 50, Würfel 60, Lichter 1,20, Petroleum 50; dabei iſt zu beachten, daß ein ruſſiſches Pfund und Zentner nur etwas mehr als deutſche dreiviertel Pfund, reſp. Zentner ſind. Sehr zu leiden haben natürlich unter dem Krieg die Handwerker: die Schneider, Schuſter uſw., auch die Manufakturiſten. Das iſt der Unterſchied gegenüber Deutſchland, dort iſt die ärmere Bevölkerung infolge der ſtaatlichen Unterſtützung und der heimgeſandten Löhnung kaufkräftiger geworden, hier in Polen iſt das Land zerſtört, der Bauer verarmt, der Soldat bekommt eine ganz minimale Löhnung, bei der er nichts erübrigen kann. Dieſen Ausfall ſuchen ſehr viele durch Tee-, Semmel-, Kuchen- und Zigarettenverkauf wettzumachen, Leute, die ſonſt gar nichts damit zu tun haben; der Handel geht aber nicht ſchlecht.

Die Feſtſetzung einer einmaligen Steuer geſchieht alljährlich durch einen Regierungskommiſſar, der kommt in den Laden, ſieht ſich hier um und beſtimmt danach die Höhe. Manches Vorratslager ſoll in ſolchen Tagen merkwürdig klein geworden ſein. Wie bei allem ſoll auch hierbei der Rubel eine große Rolle ſpielen.

Die Schulverhältniſſe liegen ſehr danieder, die meiſten Kinder gehen in den Cheder und

lernen dort, was zu ihrer jüdiſchen Ausbildung gehört. Leider iſt der Rabbiner, ein kränklicher, älterer Herr, nicht mehr ſehr fähig, an der Erziehung der Jugend mitzuarbeiten. Widerſprechend war, was ich über die Erlaubnis zum Beſuch höherer Schulen hörte; ſehr weit ſcheint es damit noch nicht her zu ſein, allerdings auch das Verlangen danach und nach höherer Bildung und Kultur ſcheint noch nicht übermäßig groß zu ſein. Auf meine Frage z. B., warum die meiſten die Zizis unter der Weſte heraushängend tragen, warum ſie alle noch den langen Rock, die typiſche Judenkappe tragen, ob ſie dazu gezwungen ſeien, bekam ich die Antwort: Der Vater macht's ſo und der Großvater auch, alſo bleiben wir auch dabei. Der Tag der Befreiung vom ruſſiſchen Joch würde dabei wohl viel ändern.

Bevor ich aber die Juden verlaſſe, muß ich noch einer frohen Beobachtung gedenken. In Schul ſah ich während des Betens zwei junge Leute eifrig über die Gemoroh vertieft; ich freute mich herzlich. Beim Mittagbrot traf ich ein junges Mädchen. Auf meine Frage, wer ihr Verlobter ſei, antwortete ſie mir voller Stolz: ein Gemorohjüngel. Und wovon wollt ihr leben? fragte ich ſie. Ja, er hat noch ein gutes Geſchäft. Dieſe Antwort freute mich noch mehr. Solange dieſes Volk noch junge Männer in ſeiner Mitte hat, die

neben ihrem Beruf das Thoraſtudium nicht verſäumen, ſolange ſeine Töchter voll Stolz auf dieſe Männer zeigen, ſo lange wird auch der gute religiöſe Kern dem Volk erhalten bleiben, der unter manchen Schlacken in reichem Maß vorhanden iſt. Möge der Tag der Befreiung recht bald für dieſes arme Volk kommen, möge der helle Tag ein religiös widerſtandsfähiges Volk finden.

Und nun muß ich zum Schluß kommen. Wie ich zu meiner Poſt kam, wißt Ihr. Der Rückweg führte mich an einer großen Reihe Verwundeter vorbei, und ich hörte von ihnen bereits, daß auch unſer Regiment am Gefecht beteiligt war. Ich kam mir beinahe pflichtvergeſſen vor, hier angenehme Tage zu verleben, während die Kameraden im Kugelregen ſich befinden. Am Freitag mittag, am Neujahrstag, kam ich hier in Kraszuszin an — ich hatte unterwegs mir ſagen laſſen, wo das Regiment jetzt ſteht; ich hörte hier, das Regiment liege heute wieder im Gefecht und ich müſſe hier abwarten. Inzwiſchen ſoll ich die Poſt hier warten laſſen. Der Zahlmeiſter kam mir entgegen, und ich habe ſelten eine ſolche Freude geſehen, wie die, als er die große Poſt ſah, er wäre mir vor Freude beinahe um den Hals gefallen. Unter meiner Aufſicht ging's gleich an die Verteilung der Poſtſendungen an die Kompagnien. Das war keine kleine Arbeit. Bei Ein-

bruch der Dunkelheit ging's dann los zur Kompagnie. Sie war im Bataillon nachts bis auf 400 m an die russische Stellung gekommen, als die Russen, kurz nachdem sie sich eingegraben hatten, sie bemerkten und stark beschossen. Als sie sich morgens früh vor der zu starken russischen Stellung zurückzogen, bekamen sie wieder starkes Feuer, bei dem ein Mann fiel, drei verwundet wurden von unserer Kompagnie. In den Schützengräben, in denen wir nun bis vierzehn Tage auf Vorposten gelegen haben, traf ich sie an und rief riesige Freude hervor.

Nun aber genug, seid herzlichst gegrüßt

Euer treuer Max.

EIN ÜBERFALL.

Souain, den 22. 12. 1914.

Gott sei Dank, ich lebe noch und bin unverletzt, während viele, viele von meinen Leuten, überhaupt alle, die in meiner Nachbarschaft während des gestrigen Angriffs der Franzosen tot oder verwundet sind. Also noch einmal, 1. Manie, damit Du Dich nicht beunruhigst, es fehlt mir nicht das geringste, und ich bin nach wie vor im Schützengraben. Die Geschichte ist eigentlich zu furchtbar, um sie zu schildern, aber wie ich durch Gottes

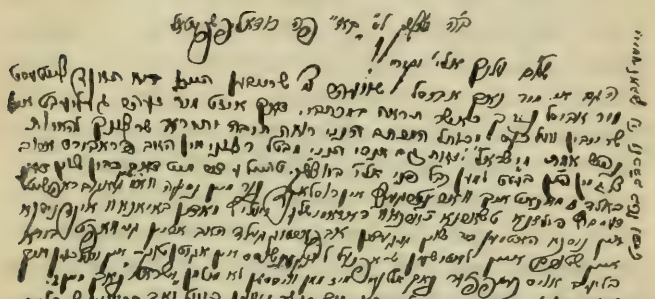
Fügung allein mit dem Leben und ohne Schaden zu nehmen davonkam, ich kann es heute noch nicht begreifen. — Es war morgens um 10 Uhr, und die Kompagnie wurde gelöhnt. Ich nahm das Geld wie immer an, das die Leute nach Hauſe ſchicken, als auf einmal uns die Franzoſen mit furchtbarem Geſchütz- und Gewehrfeuer überfielen. Ich ſauſe zurück durch den Graben an meine Deckung, ſchnalle um, hole mein Gewehr und pflanze das Seitengewehr auf. Aber nicht lange konnten wir da bleiben, wo wir uns hingekauert hatten, ſondern ſprangen mehr nach links, da wir dort mehr Deckung hatten. Zehn Minuten ſpäter mußten wir wieder nach rechts in unſere vorherige Stellung, um auf die Franzoſen, die vorgingen, zu feuern. Im ſelben Augenblick kam auch ein Hagel von Granaten und Schrapnells auf uns nieder. Ich wurde durch den Luftdruck zu Boden geriſſen und von der nachſtürzenden Erde begraben, ſo daß ich nur noch mit dem Kopf herausſah. Hände, Arme, alles war mit eingeklemmt, und in dieſer furchtbaren Lage habe ich eine Stunde ausgehalten, während dauernd noch die Geſchütze dicht bei mir einſchlugen und manchen verwundeten. Leute, die zwiſchendurch kamen und mich ausgraben wollten, habe ich angebrüllt, daß ſie ſich wegſcheren ſollten, um ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen. Unbegreiflich iſt es mir und allen hier,

daß ich so mit dem Leben davonkam. Ich hatte vollständig abgeschlossen und wartete auf das Ende. Als man mich später ausgrub, befühlte und betastete ich mich überall, aber es ist gut gegangen, nur von meiner Brille, die ich in der Tasche trug, ist ein Glas zerbrochen und mein Kneifer stark verbogen. Aber wie sah es um mich herum aus! Ich kann den Anblick nie vergessen und allgemein wird gesagt, daß dies der schlimmste Tag gewesen ist, den das Regiment seit Anfang des Krieges gehabt hatte. Nun zur Hauptsache. Leider ist unter den vielen, die gefallen sind, auch ein Jude, der mit zu meiner Gruppe gehörte. Er heißt L. L. und ist der Sohn der Witwe B, L. dort, die auch vier oder fünf Söhne im Felde stehen hat, von denen einer, der anfangs vermißt wurde, verwundet in französische Gefangenschaft geriet. Es ist für mich eine sehr heikle Sache, der Frau dies per Brief mitzuteilen und ich bitte Dich, 1. Manie, Herrn Dr. C. mit dieser Mission zu betrauen. Sicher ist Herr Dr. C. bereit, der Frau Mitteilung zu machen, ich danke Herrn Dr. C. herzlichst dafür. L. war unter seinen Kameraden sehr beliebt. Er war schon einmal verwundet. Zum Glück war er gleich tot, hat also keine Schmerzen gehabt. Diese Nacht haben wir sie alle begraben. Mit Ausnahme von L., der sein Grab für sich hat, liegen sie alle in einem Massengrab. Es sind im ganzen 10 Mann

von unſerer Kompagnie. Ich mache nachher, ſobald mit dem Brief zu Ende, einen Mogen Dovid aus Holz für das Grab und gehe außerdem morgen früh beim Morgengrauen zum Gottesdienſt nach Somme-Py und bitte Rabbiner Dr. Levi eine Anſprache zu halten. Teilt dies alles der Frau zum Troſt mit. Aber bitte nicht ſagen, daß ein Sohn in Gefangenſchaft iſt, da ich nicht weiß, ob es der Frau ſchon bekannt iſt. Auch muß die Mitteilung am ſelben Tag, an dem dieſer Brief eintrifft, erfolgen, da ſonſt die Briefe mit dem Vermerk „gefallen“ zurückkommen. Seine Briefſchaften, Uhr mit Kette, 5,20 Mk. habe ich ihm abgenommen und werden übermorgen abgeſchickt. Pakete, die noch ankommen, verteile ich an bedürftige Leute. — Es war eine furchtbare Arbeit, das Fortſchleppen der Verwundeten und das Verbinden. Zwei Franzoſen haben wir abends auch noch hereingeholt und verbunden, ein armer Teufel von 35 Jahren mit vier Kindern war dabei. Den 21. Dezember kann ich rot anſtreichen in meinem Kalender und ich kann Gott nicht genug danken für meine wunderbare Rettung.

EIN „ANSTÄNDIGES“ SCHRAPNELL.

Feldpoſtkarte des Infanteriſten in der öſterreich-ungariſchen Armee J. J. Dobrusz. Wiedergabe des jiddiſchen Originals.



Überſetzung der vorſtehenden Karte.

Gott ſei gelobt! Mauzoe Schabbos kaudeſch.

Rudolfsſpital.

Sei gegrüßt, mein teurer Elias!

Obwohl es mir noch etwas ſchwer fällt, zu ſchreiben, weil mir die Hand noch zittert, wie Du dieſem Brief anſehen wirſt, ſo gebe ich mir einen Stoß und zwinge mich, aus dem Bett zu ſteigen, um Dich, Elias, zu begrüßen, weil ich ſo glücklich bin, ein Schreiben von Dir erhalten zu haben, dem ich anmerke, daß Du Dich

außerordentlich ſorgſt um „Jisroels“ Seele. — Ich war gar nicht in Rußland. Meine Reiſe ging über Rzeszow, Glogow, Ropcze, Dębica, Pilzno, Czarna, Tarnow, Radomyśl, Mielec, Majdan, Bojanow und Niſko. In Niſko hat man mir ſchon mein Teil gegeben, ich habe nämlich bei einem Sturm ein anſtändiges Schrapnell abbekommen; Lungenſchuß, proſt Mahlzeit. Da war's aus mit meinem Heldentum. Aber man weiß ja, noch iſt „Jisroel“ nicht verloren. Nach zwei Stunden bewußtloſen Daliegens wollte ich mal ſehen, ob ich noch lebe und bin langſam zu einer Tragbahre gekrochen, auf der man mich zum Verbandplatz gebracht hat. Dann bin ich zwölf Tage in Tarnobrzeg gelegen und ſchließlich hierhergekommen. Hier haben ſie nun überlegt: ein bloßer Lungenſchuß iſt zu wenig, — hat man mich dazu noch operiert. Aber auch das war G. ſ. D. nicht ſo ſchlimm. Es geht mir gottlob ganz gut. Es heilt ſchon zu. Ich habe jetzt nur noch eine Röhre drin, anſtatt wie zuerſt zwei.

Von meiner lieben Frau weiß ich bis jetzt nichts. Von Chaim Beriſch habe ich erſt heute einen Brief erhalten. Ich danke Dir recht ſchön für Deine Zeilen, denn das iſt hier mein einziges Vergnügen. Dein Jisroel Jaakauw.

Grüße Deinen verehrten Vater und ſeine Angehörigen alle zuſammen und jeden beſonders.

„RACHE FÜR KISCHINEW."

Brief des Infanteriſten in der öſterreichiſch-ungariſchen Armee Chajim Ohrgut. Das jiddiſche Original iſt mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben. Der Transſkription liegt die galiziſche Ausſprache zugrund.

Burchhaſchem b'machne hazowu dalet marcheſchwen tar ajin hei[1]).

J'didi chawiwi k'naſſchi[2]) Leib'ſchl!

Jo Brieder, ch'leb tchias hameiſſim[3]) ofgeſtannen, 6 Misleß[4]) gelegen innem finſteren naſſen Keiwer[5]), haint werd es Schitzengraben geriefen, in bin widder megilgel[6]) geworen bein hachajim[7]), ober mein nicht, as ich ſchmies eppes chochmes[8]), s'is heint nicht die Zeit davin. Vor'gen Donnerſchtig bin ich arein in Schitzengraben, hob gelanzt in geſchoſſen, geſchoſſen in friſch gelanzt, a biſſel geraſtet in widder poj[9]), ſchajns[10]) hob ich noch gehatt, wus ich hob bei mir in Biſem getrugen das Fläſchele Cognak, wus die host mir far etliche Wo-

[1]) Gott ſei gelobt, im Kriegslager, den 4. Marchenſchwan des Jahres 5675 (d. h. nach Erſchaffung der Welt). [2]) Mein herzensteurer Freund. [3]) Auferſtehung vom Tode. [4]) ſechsmal vierundzwanzig Stunden. [5]) Grab. [6]) verwandelt. [7]) zu den Lebenden. [8]) ich mache geiſtreiche Scherze. [9]) los! [10]) noch günſtig, daß.

chen geſchickt. Ch'hob mir gekennt a biſſel den Giemen benetzen in mit neiem Mut die Awoide[11]) tien.

Jo, gitter Brieder, ich leb, main inssanne toikew[12]) hot mir far dus mul noch zim gitten ungeſchrieben, ober doch is mir dus Harz of Sticker zerriſſen, here aus a Geſchichte a rihrende, überhaupt far dir: far 2 Wochen hobben mir gehatt Sturmangriff, in neben mir is demmelt geſtannen a ſchwarz cheinediger[13]) Sellner[14]), ausgeſehn a Ungar, wus is mir ſchojn oft durch ſein Ofnotieren ſtets, wehrend der Pauſezeit, in a klein Notizbiechel, offallend gewen, s'is ober demmelt kain Zait gewen Bekanntſchaft ze machen, me hot befojlen ſtirmiſch vorzegehn, ch'hob dir ſchojn amul beſchribben wie aſoj dus ausſeht, in du her ich a Kritz mit die Zajn[15]) vin main Schuchen[16]) in a Brimm[17]) zi: „Rache far Kiſchinew“, in[18]) dus eidele milde Punim[19]) hot bekimmen a Ziere[20]) vin a Beſtie. — Der Sturm hot gedauert b'erech 5 Schu[21]) in mir hobben den Faind vin a wichtige Stellung vertribben, die ganze Nacht hot men ſchojn of dem Kampffeld geraſtet, ze morgens her ich wie me ſchmieſt eppes mit Staunen in Wunderung vin a

[11]) Dienſt. [12]) ein beſonders feierliches Gebet, das am Verſöhnungstag geſprochen wird. [13]) ſchwarzhaarig und dunkelhäutig. [14]) Soldat. [15]) Zähneknirſchen. [16]) Nachbar. [17]) Brummen. [18]) und [19]) Geſicht. [20]) Fratze. [21]) ungefähr 5 Stunden.

jidiſchen Kapral wus er hot beim nächtigen Sturm=angriff dem Oberleitnant vin a ſicheren Tojd ge=rettet, dus Leben vim Oberleitnant hot gehongen of a Hur[22]), 2 Koſaken hobn ihm mit ihre Pickes attackiert, in der jidiſche Kapral hot ihm durch 2 geſchickte Hiebe of die Koſaken mazel[23]) gewen. Ich hob nuch dem Numen vin'm Kapral geforſcht in erfahren, (die weſt ſtaunen), as es iſt „Jisrul Kremer", geheert Jisrul Kremer bin ich in die Luft geſpringen, ch'well ſehen mit maine eigene Ojgen dem Kremer, vin welchen ch'hob ſchojn a ſoj viel Artikel in verſchiedene Zaiting geſehn in doch perſenlich nich gekennt. — Nur wie[24]) is er, wie nemmt men den Kremer? Ch'hob gefiebert far Naj=gierde in jugati umuzuſſi taamen[25]), as me ſiecht gefindt men. Innem Feldzelt vin'm Feldwebel is Kremer geſeſſen in Notieringen in ſain Notiz=bichel gemacht, weiſt wus dus is gewen? ot[26]) der jinger Mann wus hot gebritet Rache of Kiſchinew, mir hobben ſich bald bekennt in z'is ins beide a Hochgenuß gewen[27]), ch'hob mich glicklich gefihlt a ſa Benſik[28]) z'hubn. R'hot mich gefregt, was fir Perſchojn[29]) di biſt, ich hob ihm alles erklärt mir hobben iber wichtiges diskutiert, azint zim Iker[30]): Z'ſammen ſennen mir jenem Donnerſchtig zim

[22]) Haar. [23]) gerettet. [24]) wo. [25]) ich mühte mich ab und fand. [26]) gerade. [27]) iſt das für uns ein Hochgenuß geweſen! [28]) einer vom Paar, ungefähr wie Pendant. [29]) was für ein Kerl. [30]) jetzt zur Hauptſache.

Schitzengraben arinter in gekämpft hobben mir einer neben andern, kein Wort hot Kremer wehrend dem Kampf verloren, erſcht bei a Pauſe flegt er ſich ze mir ausdrein in a Schmies angeknippt. Dem letzten Tug hot s'fajer 12 Schu[31]) ununterbrochen angehalten. Mit einmul heiſt es „forwärts“, der Feind hot ſich z'rick gezogen, ich hob mich ſchnell zi Kremer imgedreiht in bam Arbel mit a G'dille a Zich getin[32]): „Mir geihn vor“, ober a Zure[33]), Kremer gibt ſich kein Rihr, mit der Bichs in der Hand hot er gekniet wie frieher, mit ſein ernſten tiefen Blick, nur an die obigen Naſeknochen s'inter der Stern is gewen a rund Kneppel arain geſetzt in a kalchiger rojter Fleck arim wie a Buk vin a lang gtrugenem Zwicker, s'Harz hot ſich in mir a Worf getin, oj Kremer is tojt! in vorwärts hot es gemißt geihn, in in main Kopp is nur gewen die eine Machſchuwe[34]): „Rache für Kiſchinew, N'kume[35]) far dem tajren Kremer“, jo ich leb, ober Kremer is tojt, s'iſt ſchojn nuch dem Kampf, me kenn raſten, ich hob main Frajnd nich mehr, ch'bin verjuſſimt[36]) ch'miß mich far dir vin'm Harz ubreden, obwohl ch'weiß s'wet Dich auch gitt krenken. — Der Oberleitnant hot mit Tränen gegoſſen, er hot ihm geſollt dus Eiſerne Kreiz auf der Briſt heften.

---

[31]) Stunden. [32]) am Ärmel gezupft. [33]) aber o weh. [34]) Gedanke. [35]) Rache. [36]) verwaiſt.

Hoſt noch allz vin meine liebe Eltern nicht geheert? Schraib mir oft, biſt mich m'chaje[37])! As[38]) haſchem jisburach[39]) wet mir ſchenken s'Leben mit Geſind well Dir imjirzeh haſchem[40]) die zweite Woche widder eppes ſchraiben, dus Beigele Papier is s'letzte wus ch'hob in Turniſter gehat. Bleib geſind in ſtark

Jediddho ojhawdho[41])

Chajim.

KRIEGSSEDER.

Aus einem Brief des Vizefeldwebels im Reſerve-Infanterie-Regiment Nr. . . Felix Roſenblüth, Berlin.

E. bei St. Q., 2. April 1915.

. . . Als wir abends um halb neun Uhr von Mauchy-Lagache abmarſchierten, das ganze Bataillon in Marſchkolonne, voran die Spielleute, am Schluß die große und kleine Bagage, darunter das Eſelgeſpann, das unſere Kompagnie zur Vermehrung ihres Wagenbeſtandes requiriert hat, da war bei Euch zu Hauſe Peſſach, der erſte Sederabend; auf dem Marſch war es ſchwer, auch

[37]) erfreuſt mich. [38]) wenn. [39]) der liebe Gott. [40]) ſo Gott will. [41]) Dein Dich liebender Freund.

nur in Gedanken dabei zu verweilen, dazu war die Stimmung der Mannſchaften zu ausgelaſſen und luſtig. Als der Major uns mit der Kaſperlefrage begrüßt: „Seid ihr alle da?“ und ihm ein toſendes „Ja“ entgegenſchallte, waren alle Bande frommer Scheu gebrochen. Lampions wurden angezündet, auf furchtbaren, ſelbſtgezimmerten Inſtrumenten ein Höllenlärm vollführt, und ſo glich der Marſch in der herrlichen Vollmondnacht einer Fackelpolonäſe. Als wir um Mitternacht in E. angekommen waren, da feierte ich doch noch Peſſach, zwar ganz allein und nur dürftig, aber ſo gut es eben ging. Mein Quartier war das Gegenteil von dem vorigen: ein muffiges Loch, ohne Fenſter und Ofen, beleuchtet von einem mit einer lärmenden Korporalſchaft erfüllten Nebenraum aus, verſchönt nur durch ein gutes, ſauberes Bett. Als ſie nebenan alle ſchnarchten und auch R. ſein Nachtlager in meiner Kammer bezogen hatte, holte ich mir den Wein und die Mazzoh hervor, zündete Lichter an und las die Hagadah. Das war mein erſter Sederabend, zu wenig, um an und für ſich etwas zu bedeuten, aber genug, um ſich früherer Zeiten erinnern zu können.

Aber am nächſten Tage wurde es wirklich Peſſach, und ein echtes feldmäßiges, kriegsſtarkes Peſſachfeſt begann. Als ich morgens die Schreibſtube betrat, ſprang man mir gleich mit einem Korps-, einem Regiments- und einem Bataillons-

befehl entgegen. Es wurde einiges im Lauf des Tages wieder umgeſtoßen, was vorher befohlen war, aber das ſchöne Ende war jedenfalls, daß um halb vier Uhr Radfahrer nach allen Seiten mit einem Regimentsbefehl raſten: „Sämtliche jüdiſchen Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften ſind ſofort zum Beſuch des jüdiſchen Gottesdienſtes nach St. Q. zu beurlauben. Abmarſch 4^{10} von der Kirche. Urlaub kann bis morgen erteilt werden.“ Du kannſt Dir denken, wie ich mich gefreut habe! Um 4^{30} fuhr ein ganzer Stabspackwagen voll jüdiſcher Soldaten (auf dem Kutſcherſitz R. und ich) nach St. Q. Damit wir am Peſſach nicht zu gehen brauchten, hatte uns das 2. Bataillon auch noch einen Wagen zur Verfügung geſtellt, und wir hatten — der Krieg kennt kein Gebot — dankend angenommen. War doch ſogar mittags Rabbiner Levy mit ſeinem Auto erſchienen, um beim Regiment unſeren Urlaub nach St. Q. zu erwirken! Er berief ſich auf einen talmudiſchen Grundſatz, und ich konnte ſein Verhalten gehorſamſt nur gutheißen.

St. Q. iſt eine richtige Stadt mit 54000 Einwohnern, äußerlich vom Krieg unberührt, mit einem völlig erhaltenen Straßenbild, mit einem „Hamburger Hof“ und „Frankfurter Hof“ — und mit Brotmarken! Eine wundervolle Stadt mit einer herrlichen, natürlich gotiſchen Kathedrale, ſehr ſchönen Plätzen und den Champs Elysées, die ſich überall

ſehen laſſen könnten. R. und ich bekamen von der Kommandantur ein ſehr ſchönes Quartier bei Monſieur Moguet, rue de Cambrai 17, angewieſen, zwei prächtige Zimmer. Wir legten ſchnell ab und gingen dann in die Synagoge, ein kleines Bethaus, kleiner, aber ſonſt ähnlich wie unſere Synagoge ... Im ganzen waren wir etwa 80 Soldaten anweſend. Die franzöſiſchen Juden ſcheinen die Synagoge ſeit ihrer Okkupation zu meiden. Es waren nur vier anweſend, darunter der Vorbeter und ein alter Weißbart, die aus Polen ſtammen. Sie mußten alle mitten in der Predigt gehen, denn Ziviliſten dürfen nach acht Uhr die Straßen nicht betreten. Nach der Synagoge gingen wir alle zum Seder. Im Saale eines Kintopps, rue de Cambrai 16, gerade unſerem Quartier gegenüber, waren lange Tafeln feierlich gedeckt, und da ſaßen ſie alle; und Dr. Levy und ein Soldat, im Zivilberuf Chaſan, laſen abwechſelnd die Hagadah vor, und es gab gut und reichlich zu eſſen. Ich glaube, ſie freuten ſich alle, daß ſie im Krieg ihr Judentum feiern und als Juden zuſammenkommen durften, obſchon ich geſtehen muß, daß ich ſtark empfand: der Seder iſt ein Familienfeſt. Dr. Levy ſprach dabei auf zwei jüdiſche Krankenſchweſtern, die ihm zur Seite ſaßen, und deren Verdienſte um den Seder er pries. Ein anderer ſprach auf Dr. Levy. Der Chaſan redete ſelbſtgefällig und zeigte ſich da-

bei als . . . . . — tout comme chez nous. . . . Auch daß der französische Chasan beleidigt war, weil man ihn während der Feiertage ausgeschaltet hatte, freute mich als ein Beweis für die Einheitlichkeit des Judentums: Welcher Chasan in Israel träte jemals freiwillig zurück?!! Aber jeder empfand dankbar, daß er Pessach würdig hatte feiern können.

Am nächsten Tage, dem 31. März, gingen wir wieder zur Synagoge, und ich wurde zur Thora aufgerufen, worüber sich Vater freuen wird. Ich bekam שלישי [Schelischi]. Und dann schwang ich mich bald auf ein Fliegerauto, das gerade meines Weges daherfuhr, und war schnell wieder in E. . . .

Heute nacht marschieren wir weiter, durch St. Q. hindurch bis O., von wo wir wieder Quartiere beziehen. Was weiter mit uns werden wird, weiß noch niemand.

Herzlichen Gruß Euch allen

Euer Felix.

ÜBERSETZUNG DER HEBRÄISCHEN AUSDRÜCKE.

Almemmor = erhöhte Stelle im Mittelpunkt der Synagoge, von wo die Thora verlesen wird

aufeh Scholaum bimraumow hu jaafeh Scholaum = der Frieden macht in seinen Höhen, der wird Frieden machen

Awelim pl. v. Owel = der Leidtragende

Baal Milchomo = Krieger, Soldat

bekowet = ehrbar, gemütlich

benschen v. lat. benedicere = benedeien, segnen

Bes hachajim = Stätte des Lebens, Friedhof

Bes hamidrasch = Lehr- und Bethaus

besimchoh schel Mizwoh = aus Freude an der Pflichterfüllung

Besomim = Gewürze, Geruchsspezereien

boruch Haschem = Gott sei Dank

Brochaus = Segenssprüche

Chaloh = Priesterabgabe vom Teig. Das Entfernen und Verbrennen eines kleinen Stückchens von jedem Teig ist heute noch Brauch, um das frühere Gebot nicht in Vergessenheit geraten zu lassen

Chamischoh ossor = der fünfzehnte des Monats Schewat, auch Neujahrstag der Bäume genannt, weil von dieser Zeit an (in Palästina) die Natur sich wieder zu verjüngen beginnt

Chanukah = Fest der Tempelweihe, zur Erinnerung an die Heldentaten der Makkabäer und die Einweihung des Tempels in Jerusalem

Chasan = Vorbeter

Chaulhamoed = Zwischenfeiertag des Passah- und Laubhüttenfestes

Cheder = Kinderschule

Dajan = Richter, Gehilfe des Rabbiners

dawnen = beten

Erew = Abend, in Verbindung mit dem Namen von Feiertagen — deren Rüsttag

Erez Israel (Jisroel) = Palästina

Gemoroh = Talmud

Hagadah = Erzählung vom Auszug aus Ägypten

Hakodausch boruch hu = der Ewige, gelobt sei er

Haschem jisborach = Gott sei gepriesen

Hauschanoh rabbo = der letzte Tag des Laubhüttenfestes, so benannt nach den Gebeten „Hilf doch“

Hawdoloh = Gebet beim Scheiden des Sabbath und der Feiertage

Hedad = ein Jubelruf

Jaum Kippur = Versöhnungstag

Jaumtauw = Festtag

jaumtowdick = festtäglich

Jehudim pl. v. Jehudi = der Jude
Jeſchiwah = talmudiſche Hochſchule
j'hi rozaun = „Es ſei dein Wille", Anfang vieler Gebete
Jire = Ehrfurcht, Andacht
Kaddiſch = Gebet für Leidtragende
Kaſchrus = ritueller Charakter der Speiſen
Kaurimfallen = das Niederknien vor Gott am Verſöhnungstag
kesswo wechaſſimo tauwo = Glückwunſchformel zum Neuen Jahr
Kiddufch umauzi = Segensſprüche über Wein und Brot, zu Beginn des Sabbath und der Feſttage
Kol Nidre = Vorabend des Verſöhnungstages, ſo benannt nach einem Gebet, das zu Beginn der ſynagogalen Feier geſprochen wird
koſcher = rein, rituell
lecho Daudi = „Komm, mein Freund", Begrüßungslied des Sabbath
lechu nerannenu = „Laßt uns ſingen", Hymnus am Eingang des Sabbath
lekowet = zu Ehren
Lew = Herz, Gemüt
Lewajoh = Leichenzug
Luach = Kalender
Maariw = Weſten, Abendgebet
Machſorim pl. v. Machſor = Gebetbuch für die Feiertage
Makkabim = Makkabäer
Maskir Neſchomaus = Seelenfeier
Maſſel = Glück
Mauzoe Schabbos kaudeſch = Sabbathausgang
Mazzoh = ungeſäuertes Brot
Menuchoh = Ruhe
meſummon benſchen = gemeinſam das Tiſchgebet verrichten
mi komaucho = „Wer iſt dir gleich"
Mikwah = rituelles Tauchbad
Minchah = Nachmittagsgebet
Minjan = Gemeinde von zehn Mann, ohne die kein Gottesdienſt ſtattfinden darf
Misrach = Oſten; dem Oſten (Paläſtina) zugekehrt, verrichtet der Jude ſein Gebet
Mizwaus pl. v. Mizwoh = religiöſes Gebot
Moaus zur jeſchuoſi = Anfang des Chanukahliedes
Muſſaf = Mittagsgebet
Neder = Gelübde
Nëila = Schlußgebete des Verſöhnungstages
neworech Elaukenu = „Laßt uns preiſen unſern Gott"
oren, v. lat. orare = beten
Owinu Malkenu = „Unſer Vater, unſer König", Anfang des Sündenbekenntniſſes, das in den zehn Bußtagen täglich zweimal geſprochen wird
Peſſach = Paſſah
Rauſch Chaudeſch = Neumond, erſter Tag des Monats nach dem hebräiſchen Kalender
Rauſchhaſchonoh = Neujahr
Schabbos = Sabbath
Schacharis = Morgengebet
Schalom (Scholaum) = Friede, jüdiſcher Gruß
Schaß = Talmud

Schelischi = der Dritte, beim Aufruf zur Thora

Schema Jisroel = „Höre Israel", Anfang des jüdischen Glaubensbekenntnisses

Schemaunoh esreh = Gebet der 18 Segenssprüche

Scheminiazeres = Schlußfest des Laubhüttenfestes

schеosoh li Nes = „Der mir ein Wunder getan hat", Segensspruch nach Errettung aus einer Gefahr

Schir hamalaus = Anfangsworte eines an Sabbath und Festtagen gesungenen Psalms

Schiroh = Loblied am Roten Meer

schnodern = eine Spende versprechen beim Thoraaufruf

Schofar = Widderhorn; wird am Neujahrsfest und Versöhnungstag beim Gottesdienst geblasen

Scholaum alechem = „Friede sei mit euch", jüdischer Gruß

Schul = Ausdruck für Synagoge

Seder = die beiden ersten Abende des Passahfestes, an denen im Familienkreis die Erzählung vom Auszug aus Ägypten vorgetragen wird

Sefer Thora = Thorarolle mit den fünf Büchern Mosis

Seforim pl. v. Sefer = Buch, Thorarolle

Selichaus = Bußgebete, die vor Sonnenaufgang in der Synagoge verrichtet werden

Semiraus = Gesänge, vornehmlich die am Freitagabend

Sidurim pl. v. Sidur = Gebetbuch

Simchasthora = Fest der Gesetzesfreude

Simchoh = Freude

Sukkaus = Laubhüttenfest

Taschlich = Sühnegebet, das am Nachmittag des ersten Neujahrstages an einem fließenden Gewässer verrichtet wird

Tallesim, pl. v. Tallis = Gebetmantel

Tatscher = Sabbathbrot

Tefillin = Gebetriemen

Tefilloh (Tefillas), pl. Tefillaus = Gebet, Gebetbuch

Thora = Lehre, der ganze Komplex der jüdischen Religionslehre

Trefo = verbotene Speisen

Unssanne taukef = Anfang eines heiligen Gebetes am Versöhnungstag („Wir wollen preisen die Stärke des Tages")

Vidui = Sündenbekenntnis

wetaharu es Mikdauschecho wehidliku Neraus lehaudaus ulhallel leschimcho hagodaul = „sie (die Makkabäer) reinigten Dein Heiligtum und zündeten Lichter an, um Dir zu danken und Deinen großen Namen zu preisen"

Zaum Gedaljoh = Fasttag Gedaljahs, zum Andenken an die Ermordung des jüdischen Statthalters von Jerusalem

Zedokoh tazil mimowes = Wohltun errettet vom Tod

Zizis = Schaufäden, s. IV. Buch Mosis, 15, 37 ff.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Abſchied	1
Die doppelte Pflicht	2
Soldatenbewirtung in Galizien	3
Die Feuertaufe	6
Ein Fahnenſchwur	8
Rekrutenleben	11
Der Pope als Verräter	14
Ein entſchloſſener Zugführer	17
Begegnung	20
„Freiwillige vor!“	22
Gerettete Munitionswagen	25
Verleihung des Eiſernen Kreuzes am Neujahrstag	28
Liebesgaben	29
Stammesgenoſſen	32
Jüdiſches Familienleben in Feindesland	35
Rauſchhaſchonoh in der Schlacht	37
In einer jüdiſchen Stadt	40
Aus Serbien	42
„Do is er, der Jid ...“	46
Geſetzestreue im Feld	49
Beſtattung eines jüdiſchen Kameraden in Bosnien	58
Metz in Kriegszeiten	59
Rauſchhaſchonoh im Kanonendonner	64
Kol Nidre vor Antwerpen	66
Von der Kirche zum Schützengraben. — „Hé camarade, voilà Bum Bum“	67
Jüdiſcher Gottesdienſt mit Regimentsmuſik	73
In engliſcher Kriegsgefangenſchaft	75
Ein verfrühtes Verſöhnungsfeſt	77
Sukkaus in der Front	79

Ein Schabbosgruß 80
Aufgaben des jüdiſchen Feldgeiſtlichen 82
Das einende Band 88
Das religiöſe Rückgrat 91
Mißhandlung der Juden im ruſſiſchen Heer 92
Sohnesliebe 94
Das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe 96
„Menſch ſein“ 99
Jüdiſches Leben in einer kleinen Garniſon 102
„So ein bißchen Franzöſiſch . . .“ 106
Auf Feldwache an der Grenze 110
Ein junger Rabbiner — Ritter des Eiſernen Kreuzes . 114
Der koſchere Gänſebraten 115
Der Verbandplatz im Granatfeuer 117
Die Weltliteratur im Jargon 119
Die Mikwah als Badeanſtalt für Soldaten 122
Makkabäerblut 124
Judas Kampf 125
„Jire“ 128
Vorbereitungen zur Chanukahfeier 131
Der Kaiſer an der Front 132
Eine gemütliche Erdwohnung 138
Wofür wir kämpfen 143
C'est la guerre 144
Das erſte Lichtchen 147
Chanukah im Feld und in der Heimat 149
Sabbath in Polen 151
An der Front 158
Gerüſtet 159
Stimmungsbilder aus Polen 161
Ein Überfall 171
Ein „anſtändiges“ Schrapnell 175
„Rache für Kiſchinew“ 177
Kriegsfeder 181
Überſetzung der hebräiſchen Ausdrücke 186

MAY 1 1973

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
640
T3

Tannenbaum, Eugen
Kriegsbriefe deutscher und
osterreichischer Juden

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 20 04 09 001 0